Eine Evatochter;

und

Massimilla Doni.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

Zweiter Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
33. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1844.

VIII. Schluß.

Die schöne Gräfin Maria-Felix von Vandenesse war, nachdem sie in der Straße du Mail bei Nathan vorgefahren, um halb neun Uhr auf dem Quai Conti. Der Wagen konnte in die kleine Gasse Nevers nicht einfahren, aber Schmucke bewohnte ein Haus im Winkel des Quais, deshalb brauchte die Gräfin nicht im Kothe zu gehen, sie sprang fast von ihrem Wagentritte in den schmutzigen verfallenen Gang dieses alten schwarzen Hauses, das, gleich dem Porzellangeschirr eines Thürstehers, mit eisernen Bändern ausgebessert und so überhängend war, daß die Vorübergehenden dadurch beunruhigt wurden. Der alte Capellmeister wohnte in dem vierten Stockwerke und genoß der Aussicht auf die Seine vom Pont-Neuf an bis zum Hügel von Chaillot. Dieses gute Wesen ward so überrascht, als der Laquai ihm den Besuch seiner ehemaligen Schülerin meldete, daß er sie in seiner Bestürzung in sein Zimmer eintreten ließ.

Nie hätte die Gräfin die Existenz, die sich plötzlich ihren Blicken zeigte, erdacht oder vermuthet, obgleich sie Schmucke's tiefe Geringschätzung des Anzuges und das geringe Interesse, das er an den Sachen der Welt fand, kannte. Wer hätte an das Sichgehenlassen eines solchen Lebens, an eine

so völlige Sorglosigkeit glauben können? Schmucke war ein musikalischer Diogenes, er schämte sich seiner Unordnung nicht und würde sie abgeläugnet haben, so sehr war er daran gewöhnt.

Der unausgesetzte Gebrauch einer langen deutschen Tabakspfeife hatte auf der Zimmerdecke, auf den schlechten Papiertapeten, die von einem Kater an unzähligen Stellen zerkratzt waren, eine blonde Tinte verbreitet, welche den Gegenständen den Anblick der goldenen Ernten der Ceres gaben.

Der Kater hatte ein prächtiges Kleid mit zerzauseten Haaren, so daß eine Thürsteherin neidisch darüber geworden sein würde. Der Kater, ernst in seinem Barte und ohne Unruhe, war gleichsam die Herrin des Hauses. Von einem vortrefflichen Wiener Piano, auf welchem er herrisch thronte, warf er auf die eintretende Gräfin jenen widrigen, kalten Blick herab, womit jede, über ihre Schönheit erstaunte Frau sie gegrüßt haben würde. Er ließ sich nicht stören, bewegte bloß die beiden Silberfaden seines Schnauzbartes und richtete seine beiden Goldaugen wieder auf Schmucke.

Das zerbrechliche, hölzerne, schwarz und golden angestrichene, aber schmutzige, entfärbte, abgeschuppte Piano hatte Tasten, abgenutzt, wie die Zähne alter Pferde, und vergelbt durch die der Tabakspfeife entströmte Rauchfarbe. Auf dem Deckel zeigten kleine Aschenhaufen, daß Schmucke Abends vorher auf diesem alten Instrumente zu irgend einem musikalischen Sabbathe geritten war.

Der Fußboden, voll aufgetrockneten Schmutzes, zerrissenen Papieres, Tabaksasche, unerklärlicher Trümmer, glich dem Fußboden in den Pensionsanstalten, wenn er in acht

Tagen nicht rein gefegt worden, und von welchem die Diener ganze Haufen von Dingen wegschaffen, die zwischen Mist und Lumpen mitten inne sind. Ein geübteres Auge, wie das der Gräfin, würde daselbst Nachweisungen über Schmucke's Lebensweise gefunden haben, wenn sie die Kastanienschalen, die Kernhäuser von Aepfeln, die rothen Eierschalen und die durch Unvorsichtigkeit zerbrochenen, mit Sauerkraut beschmutzten Schüsseln betrachtet hätte.

Dieser deutsche detritus bildete einen Teppich von staubigem Unrathe, der unter den Füßen knatterte und sich mit einem Aschenhaufen verband, der majestätisch aus einem Kamine von bemaltem Steine herabstieg; in dem Kamine sah man einen Haufen Steinkohlen, vor denen zwei Brände zu verglimmen schienen.

Auf dem Kamine ein Trümeau mit seinem Spiegel, wo die Figuren die Sarabande tanzten; auf der einen Seite hing die glorreiche Pfeife an der Wand, auf der andern stand ein chinesischer Topf, worin der Capellmeister seinen Tabak aufzubewahren pflegte. Zwei Sessel, eine wurmstichige Commode ohne Marmor, ein wackeliger Tisch, worauf man die Ueberbleibsel eines frugalen Frühstücks sahe, machten dieses gelegentlich zusammengekaufte Mobiliar aus, das noch einfacher war, wie das eines Wighams der Mohikans. Ein Rasirspiegel, der am Riegel des Fensters ohne Gardine hing, und darüber ein durch das Abwischen des Rasirmessers zebrabrauner Zeugfetzen, zeugten von den Opfern, welche Schmucke den Grazien und der Welt brachte.

Der Kater, ein schwaches, in besondern Schutz genommenes Wesen, war am besten bedacht worden. Er hatte ein

altes Sophakissen, und daneben stand eine Tasse und eine Schüssel von weißem Porzellan.

Keine Feder aber kann den Zustand schildern, in welchem Schmucke, die Pfeife und der Kater — eine lebende Dreieinigkeit — diese Meubles versetzt hatten. Die Pfeife hatte hin und wieder den Tisch verbrannt; der Kater und Schmucke's Kopf hatten den grünen utrechter Sammet der beiden Sessel so gefettet, daß er alles Rauhe verloren, und ohne den Prachtschwanz des Katers, der theilweise die Wirthschaft besorgte, wären die freien Stellen auf der Commode oder dem Piano nicht gesäubert worden.

In einem Winkel standen die Schuhe, die eine epische Zählung nöthig machen würden.

Oben auf der Commode lag Alles voll Musikbücher mit abgeschabtem Rücken, gebleichten, abgestoßenen Ecken, wo die Pappe ihre unzähligen Blätter zeigte. Die Wände entlang waren die Adressen der Schülerinnen mit Oblaten angeklebt. Die Oblaten ohne Zettel gaben die Anzahl der erloschenen Adressen an. Auf den Wandtapeten sahe man mit Kreide geschriebene Rechnungen.

Auf der Commode standen Bierkrüge, die Abends vorher geleert worden, und die mitten unter diesem alten Gerumpel und Papierschnitzeln neu und glänzend erschienen. Die Hygiene war hier durch einen mit einer Serviette gekränzten Wassertopf und ein Stückchen roth und blau gesprenkelter gemeiner Seife repräsentirt.

Zwei gleich alte Hüte und der blaue, dreikragige Mantel, den die Gräfin immer an Schmucke gesehen, hingen an einem Hakenbrette. Im Fenster standen drei Töpfe mit

Blumen — wahrscheinlich deutsche Blumen — und in der Ecke stand ein Dornstock.

Obgleich das Gesicht und der Geruch der Gräfin unangenehm afficirt wurden, so verbarg ihr doch Schmucke's Blick und Lächeln seine Dürftigkeit unter himmlischen Strahlen, welche dieser blonden Tinte Glanz gaben und dieses Chaos belebten. Die Seele dieses göttlichen Mannes, der so viele göttliche Dinge kannte und offenbarte, funkelte wie eine Sonne. Sein so freies, so treuherziges Lachen bei dem Anblicke einer seiner heiligen Cäcilien verbreitete den Glanz der Jugend, der Fröhlichkeit, der Unschuld. Es schüttete die dem Menschen theuersten Schätze aus, wie einen Mantel, der seine Armuth bedeckte. Der schnödeste Emporkömmling würde es vielleicht für unedel gehalten haben, an den Rahmen zu denken, in welchem sich dieser herrliche Apostel der musikalischen Religion bewegte.

„Ei, durch welchen Zufall kommen Sie hierher, liebe Frau Gräfin?“ fragte er. „Soll ich Dank- und Jubellieder singen?“

Diese Idee belebte von Neuem seinen unmäßigen Anfall zum Lachen.

„Wie glücklich bin ich doch!“ fuhr er mit seiner Miene fort.

Dann fing er wieder an zu lachen, wie ein Kind.

„Sie kommen der Musik und nicht eines armen Mannes wegen. Ich weiß dies wohl,“ fuhr er mit melancholischer Miene fort. „Aber kommen Sie, weßhalb Sie wollen, Sie wissen, daß hier Alles zu ihrem Befehle ist, Leib, Seele und Vermögen!“

Er ergriff der Gräfin Hand, küßte sie und ließ eine

Thräne darauf fallen. Dem ehrlichen Manne war es immer, als wenn er erst Tags vorher die Wohlthat empfangen. Die Freude hatte ihm auf einen Augenblick die Erinnerung genommen, um sie ihm in ihrer ganzen Stärke wiederzugeben. Sogleich ergriff er die Kreide, sprang auf den Sessel vor dem Piano und schrieb dann mit der Geschwindigkeit eines Jünglings, auf die Tapete mit großen Buchstaben

17. Februar 1835.

Die so hübsche, so naive Bewegung ward von so hoher Dankbarkeit begleitet, daß die Gräfin dadurch innig gerührt wurde.

„Meine Schwester wird kommen,“ sprach sie.

„Die Andere auch? Wann? wann? Möchte es doch sein, ehe ich sterbe!“ rief er.

„Sie wird hieher kommen, um Ihnen für einen großen Dienst zu danken, um den ich Sie in ihrem Namen bitten will.“

„Still! still! still!“ rief Schmucke. „Was soll ich thun? Soll ich zum Teufel gehen?“

„Nichts weiter, als unter jedes dieser Papiere schreiben: angenommen für die Summe von zehntausend Francs,“ sprach sie, indem sie aus ihrem Muff die vier von Nathan formmäßig ausgestellten Wechsel zog.

„O, das wird bald geschehen sein,“ antwortete der Deutsche mit der Sanftmuth eines Lammes; „nur weiß ich nicht, wo mein Tintefaß und meine Federn sind. — Gehe weg da, mein Herr Murr!“ sprach er zum Kater, der ihn kalt ansahe. „Siehe, mein Katerchen,“ sprach er, auf die Gräfin zeigend. „Es ist das arme Thier, das mit dem armen Schmucke lebt. Er ist schön!“

„Ja,“ sprach die Gräfin.

„Wollen Sie ihn haben?“

„Wie können Sie das denken? Ist's nicht Ihr Freund?“

Der Kater, welcher das Tintefaß verdeckte, errieth, daß Schmucke es haben wollte und sprang auf das Bett.

„Er ist pfiffig wie ein Affe,“ sprach er, und zeigte nach dem Kater auf dem Bette hin. „Ich nenne ihn Murr, zu Ehren unseres großen Berliner Hoffmanns, den ich sehr gut gekannt habe.“

Der gute Mann unterzeichnete nun mit der Unschuld eines Kindes, das den Befehl seiner Mutter vollziehet, ohne etwas davon zu verstehen, aber überzeugt, daß er recht thut. Der Gräfin den Kater zu präsentiren, dies beschäftigte ihn mehr, wie die Papiere, durch die er, nach den die Ausländer betreffenden Gesetzen, auf immer seine Freiheit hätte verlieren können.

„Sie geben mir die Versicherung, daß diese kleinen gestempelten Papiere —“

„Hegen Sie keine Besorgniß,“ sprach die Gräfin.

„Ich hege keine Besorgniß,“ versetzte er. „Ich frage nur, ob diese kleinen gestempelten Papiere der Madame du Tillet Vergnügen machen werden.“

„O ja!“ sprach sie. „Sie thun ihr einen Dienst, wie wenn Sie ihr Vater wären. —“

„Ich bin sehr glücklich, ihr in Etwas nützlich sein zu können. Hören Sie meine Musik,“ sprach er, ließ die Papiere auf dem Tische liegen und sprang ans Piano.

Schon trabten die Hände dieses Engels auf den alten Tasten herum, schon reichte sein Blick durch die Dächer hindurch zum Himmel, schon blühete der köstlichste Gesang in

der Luft und durchdrang die Seele; aber die Gräfin litt es nur so lange, daß dieser naive Dolmetscher der himmlischen Dinge das Holz und die Saiten reden ließ, wie es Raphaels heilige Cäcilia für die Engel thut, die ihr zuhören, bis die Unterschriften getrocknet waren. Sie stand auf, steckte die Wechsel in ihren Muff und zog ihren strahlenden Lehrer aus den ätherischen Räumen, in denen er schwebte, indem sie ihn auf die Erde zurückrief.

„Mein guter Schmucke," sprach sie, ihm auf die Achsel klopfend.

„Schon!" rief er mit einer erschrecklichen Unterwürfigkeit. „Warum sind Sie denn gekommen?"

Er murrete nicht, er richtete sich gerade auf, wie ein getreuer Hund, um die Gräfin anzuhören.

„Mein lieber Schmucke," versetzte sie; „es handelt sich um Leben und Tod, die Minuten sparen Blut und Thränen."

„Immer dieselbe!" sprach er. „Gehen Sie, Engel! Trocknen Sie die Thränen Anderer! Wissen Sie, daß der arme Schmucke Ihren Besuch höher anschlägt, wie Ihre Renten!"

„Wir werden Sie wiedersehen," sprach sie. „Sie werden zu uns kommen, um mit uns zu musiciren und alle Sonntage bei uns zu diniren, und zwar bei Strafe, daß wir böse werden. Ich erwarte Sie nächsten Sonntag."

„Wahrhaftig?"

„Ich bitte sie darum, und meine Schwester wird Ihnen wahrscheinlich auch einen Tag anzeigen."

„Mein Glück wird also seinen höchsten Gipfel erreichen, denn ich sah Sie nur in den elyseischen Feldern sehr selten, wenn Sie im Wagen vorbeifuhren."

Diese Idee trocknete die Thränen, die in seinen Augen zitterten. Er bot seiner schönen Schülerin den Arm und diese fühlte das starke Herzklopfen des Greises.

„Sie dachten also an uns?“ sprach sie.

„Täglich, wenn ich mein Brot aß!“ entgegnete er. „Zuvörderst wie an meine Wohlthäterin und dann wie an die einzigen liebenswerthen Jungfrauen.“

Die Gräfin wagte nichts mehr zu sagen; es lag in diesen Worten eine unglaubliche und ehrerbietige, eine treue und religiöse Feierlichkeit. Dieses Zimmer voll Rauch und Trümmer war ein von zwei Gottheiten bewohnter Tempel. Das Gefühl wuchs dort in jeder Stunde, ohne Wissen derer, die es einflößten.

„Hier also werden wir geliebt, sehr geliebt,“ dachte sie.

Die Rührung, mit welcher der alte Schmucke die Gräfin in den Wagen steigen sahe, ward von ihr getheilt, und sie schickte auf der Spitze der Finger einen jener zarten Küsse, welche die Frauen einander von Ferne geben, um sich einen guten Tag zu wünschen. Bei diesem Anblicke blieb Schmucke wie angewurzelt stehen, und stand noch da, als der Wagen schon lange verschwunden war.

Einige Augenblicke darauf fuhr die Gräfin in den Hof des Hôtels der Frau von Nucingen ein. Die Baronin war noch nicht aufgestanden; aber um eine so vornehme Dame nicht warten zu lassen, warf sie einen Hausmantel und einen Shawl um.

„Es handelt sich um eine gute That, Madame,“ sprach die Gräfin, „die Schnelligkeit ist dann eine Gnade; ohne dies würde ich Sie nicht so früh gestört haben.“

„Ei, ich fühle mich sehr glücklich!“ sprach die Frau des

Banquiers, indem sie die vier Wechsel und die Bürgschaft der Gräfin zu sich nahm.

Sie schellte ihrem Kammermädchen.

„Therese, sage dem Cassirer, er solle mir selbst augenblicklich vierzigtausend Francs heraufbringen."

Dann versiegelte sie die Schrift der Frau von Vandenesse und schloß sie in ein geheimes Fach ihres Tisches.

„Sie haben ein köstliches Zimmer," sprach die Gräfin.

„Der Herr von Nucingen wird mich desselben bald berauben, er läßt ein neues Haus bauen."

„Sie werden dieses hier wahrscheinlich ihrer Fräulein Tochter geben, die, wie man sagt, den Herrn von Rastignac heirathet."

Im Augenblick, da Frau von Nucingen antworten wollte, erschien der Cassirer; sie nahm die vier Billets und gab dagegen die vier Wechsel.

„Das wird sich heben," sprach sie.

„Mit Ausnahme des Disconto," sprach der Cassier. „Schmucke ist ein Musikus aus Ansbach," fügte er hinzu, als er die Unterschrift sahe, und machte dadurch die Gräfin erbeben.

„Treibe ich denn Geschäfte!" sprach Frau von Nucingen, den Cassirer mit einem hochmüthigen Blicke strafend. „Dies ist meine Sache."

Der Cassirer mochte die Gräfin und die Baronin auch noch so pfiffig anschielen, ihre Gesichter blieben ruhig.

„Fort, lassen Sie uns allein!"

„Haben Sie die Güte, noch einige Augenblicke hier zu verweilen, damit wir sie nicht etwa glauben machen, daß

Sie bei dieser Sache betheiligt sind," sprach die Baronin zur Frau von Vandenesse.

„Ich bitte Sie, zu so viel Gefälligkeit noch die hinzuzufügen, von dieser Sache zu schweigen."

„Bei einer guten Handlung geschiehet dies ungebeten," sprach die Baronin lächelnd. „Ich werde Ihren Wagen bis ans Ende des Gartens schicken lassen, er soll ohne Sie abfahren, wir gehen dann zusammen durch den Garten, Niemand wird Sie hier weggehen sehen, und die Sache wird völlig unerklärlich bleiben."

„Sie haben Grazie, wie eine Person, die gelitten hat," sagte die Gräfin.

„Ich weiß nicht, ob ich Grazie habe, aber ich habe viel gelitten; Sie haben die Ihrige wohlfeiler bekommen, hoffe ich."

Sobald der Befehl gegeben worden, zog die Baronin Pelzpantoffeln und ihren Pelz an und führte die Gräfin an die Hinterpforte ihres Gartens.

Wenn ein Mensch einen solchen Plan angezettelt hat, wie es du Tillet gegen Nathan gethan, so vertrauet er ihn Niemandem an. Nucingen wußte etwas davon, aber seiner Frau waren diese machiavellistischen Berechnungen völlig fremd. Die Baronin, welche wußte, daß Rudolph in Noth war, hatte sich bloß von den beiden Schwestern nicht täuschen lassen. Sie hatte recht gut errathen, in welche Hände dieses Geld gehen würde; sie war entzückt, die Gräfin zu verpflichten und hatte übrigens auch ein tiefes Mitgefühl für dergleichen Verlegenheiten. Rastignac, der im Stande war, die Manoeuvres der beiden Banquiers zu durchschauen, kam zum Frühstück zur Frau von Nucingen. Delphine und Ra-

stignac hatten keine Geheimnisse vor einander, sie erzählte ihm daher die Scene mit der Gräfin. Rastignac, der sich nicht denken konnte, daß die Baronin jemals in diesen Handel, der übrigens in seinen Augen nur Nebensache war, mit verwickelt werden könnte, erklärte ihr denselben. Sie hatte durch ihre Hilfe vielleicht die Wahlhoffnungen des du Tillet vernichtet und die Täuschungen nnd Opfer eines ganzen Jahres unnütz gemacht. Er weihete sie ganz in die Sache ein und empfahl ihr über den Fehler, den sie so eben begangen, zu schweigen.

„Wenn nur der Cassirer nicht mit Nucingen davon spricht.“

Als du Tillet gegen zwölf Uhr frühstückte, wurde Gigonnet bei ihm angemeldet.

„Er mag hereinkommen!“ sprach der Banquier, obgleich seine Frau am Tische saß. – „Nun, mein alter Israelit, ist unser Mann beigesteckt worden?“

„Nein.“

„Wie? Hatte ich Ihnen nicht gesagt, in der Straße du Mail, im Gasthofe –“

„Er hat bezahlt,“ sprach Gigonnet, indem er aus seiner Brieftasche vierzig Bankzettel zog.

Du Tillet machte eine verzweifelte Miene.

„Man muß die Thaler nie schlecht aufnehmen,“ sprach kalt der Gevatter du Tillets; „das kann Unglück bringen.“

„Woher haben Sie dies Geld genommen, Madame,“ sprach der Banquier zu seiner Frau, indem er ihr einen Blick zuwarf, der sie bis an die Haarwurzel erröthen machte.

„Ich weiß nicht, was Ihre Frage bedeutet,“ antwortete sie.

„Ich werde dies Geheimniß durchdringen,“ sprach er, und stand wüthend auf. „Sie haben meine liebsten Pläne vereitelt.“

„Sie werfen Ihr Frühstück um,“ sagte Gigonnet, und hielt das Tischtuch auf, welches der Schooß des Schlafrocks du Tillets gefaßt hatte.

Madame du Tillet stand kaltblütig auf, um sich zu entfernen. Ihres Mannes Worte hatten sie erschreckt. Sie schellte.

„Meine Pferde!“ sprach sie. „Rufet Virginien, ich will mich ankleiden!“

„Wohin wollen Sie?“ fragte du Tillet.

„Wohlerzogene Männer fragen ihre Frauen nicht aus, und Sie thun ja, als betrügen Sie sich, wie ein Edelmann,“ entgegnete sie.

„Ich erkenne Sie nicht mehr seit den zwei Tagen, da Sie zwei Male mit ihrer impertinenten Schwester gesprochen.“

„Sie haben mir befohlen, impertinent zu sein, ich werde mich an Ihnen üben.“

„Ihr Diener, Madame,“ sprach Gigonnet, der nach einer Ehestandsscene nicht sehr begierig war.

Du Tillet sahe seine Frau starr an, und diese hielt seinen Blick aus, ohne die Augen zu senken.

„Was bedeutet das?“ fragte er.

„Daß ich kein kleines Mädchen mehr bin, das Sie in Furcht setzen,“ sprach sie. „Ich werde gegen Sie stets eine

gute und rechtliche Frau sein; Sie können, wenn Sie wollen, den Herren, aber nicht den Tyrannen spielen."

Du Tillet entfernte sich. Nach dieser Anstrengung ging Marie Eugenie traurig in ihr Zimmer zurück.

„Ohne die Gefahr, die meiner Schwester drohet," sprach sie zu sich, „würde ich es nie gewagt haben, ihm so zu trotzen; aber, wie das Sprichwort sagt: auch das Unglück ist zu etwas gut."

Während der Nacht hatte Madame du Tillet ihrer Schwester Mittheilungen noch einmal in ihr Gedächtniß zurückgerufen. Der Rettung Rudolphs gewiß, ward ihr Gedanke nur noch von dieser drohenden Gefahr beherrscht. Sie erinnerte sich an die furchtbare Energie, mit welcher die Gräfin davon gesprochen hatte, mit Nathan zu entfliehen, um ihn in seinem Unglücke zu trösten, wenn sie es nicht abwenden könnte. Sie begriff, daß dieser Mann seine Schwester im Uebermaße der Erkenntlichkeit und Liebe dahin bringen könnte, das zu thun, was die kluge Eugenie für eine Thorheit ansahe. Es gab in der hohen Classe frische Beispiele von solchen Fluchten, welche ungewisse Freuden mit Gewissensbissen und Verlust der Achtung bezahlen, die aus solchen falschen Lagen hervorgehen, und Eugenie erinnerte sich an ihre schrecklichen Resultate. Du Tillets Worte trieben ihren Schrecken auf den höchsten Punct; sie fürchtete, es möchte Alles entdeckt werden; sie sah die Unterschrift der Gräfin von Vandenesse im Portefeuille des Hauses Nucingen; sie wollte ihre Schwester bitten, dem Grafen Alles zu gestehen. Madame du Tillet traf die Schwester nicht an, Felix aber war zu Hause.

Eine innere Stimme rief Eugenien zu, ihre Schwester

zu retten. Morgen könnte es vielleicht zu spät sein. Sie nahm viel auf sich; sie beschloß aber doch, dem Grafen Alles zu sagen. Sollte er nicht nachsichtig sein, wenn er seine Ehre noch unangetastet fand? Die Gräfin war mehr verirrt, wie verdorben. Eugenie fürchtete sich zwar, schlecht und verrätherisch zu handeln, wenn sie die Geheimnisse ausplauderte, welche die Societät, in diesem Punkte einstimmig, unversehrt bewahrt; endlich aber sahe sie die Zukunft ihrer Schwester; sie zitterte, dieselbe einst allein, durch Nathan ruinirt, mit im Ehebruch erzeugten Kindern beladen, arm, leidend, in Verzweiflung; sie zauderte nicht mehr, und ließ den Grafen bitten, sie zu empfangen.

Ueber diesen Besuch erstaunt, hatte Felix eine lange Unterredung mit seiner Schwägerin, während der er sich so ruhig und so Herr seiner selbst zeigte, daß sie zitterte, er möge irgend einen schrecklichen Entschluß fassen.

„Sein Sie ruhig," sprach Vandenesse, „ich werde mich so benehmen, daß Sie einst von der Gräfin werden gesegnet werden. So schwer es Ihnen auch ankommen mag, nachdem Sie mich von der Sache unterrichtet, gegen dieselbe zu schweigen, so thun Sie dies doch aus Gefälligkeit gegen mich noch einige Tage. Einige Tage gebrauche ich nämlich, um Geheimnisse zu durchdringen, die Sie nicht bemerken, und besonders, um mit Klugheit zu handeln. Vielleicht erfahre ich Alles in einem Momente. Nur ich bin der Schuldige, liebe Schwester. Alle Liebenden spielen ihr Spiel; aber nicht alle Frauen haben das Glück, das Leben zu sehen, wie es ist."

Madame du Tillet fuhr beruhigt nach Hause.

IX. Der Triumph des Gatten.

Felix von Vandenesse entnahm aus der französischen Bank sogleich vierzigtausend Francs und eilte damit zu Frau von Nucingen. Er traf sie, dankte ihr für das Vertrauen, das sie zu seiner Frau gehabt und gab ihr das Geld zurück. Der Graf erklärte diese geheimnißvolle Anleihe durch eine thörichte Wohlthätigkeit, der er habe Schranken setzen wollen.

„Geben Sie mir keine Erklärung, Herr Graf, weil Frau von Vandenesse Ihnen Alles gesagt hat," sprach die Baronin von Nucingen.

„Sie weiß Alles," dachte Vandenesse.

Die Baronin gab die Bürgschaft der Gräfin zurück und ließ die vier Wechsel holen. Vandenesse warf während dieses Momentes den feinen Blick des Staatsmannes auf die Baronin; er beunruhigte sie fast und hielt die Stunde für eine Negociation günstig.

„Wir leben in einer Zeit, Madame, da nichts sicher ist," sprach er. „Throne erheben sich und verschwinden in Frankreich mit erschrecklicher Schnelligkeit. Funfzehn Jahre richten über ein großes Kaiserreich, über eine Monarchie und eine Revolution. Niemand wird eine Bürgschaft für die

Zukunft auf sich zu nehmen wagen. Sie kennen meine Anhänglichkeit an die Legitimität. Diese Worte haben in meinem Munde nichts Außerordentliches. Nehmen Sie einmal eine Katastrophe an: Würden Sie sich nicht glücklich fühlen, unter der triumphirenden Partei einen Freund zu haben?"

„Gewiß," entgegnete sie.

„Nun, wollen Sie an mir heimlich einen Verpflichteten haben, der im Nothfalle dem Herrn von Nucingen die Pairie, nach der er trachtet, sichern könnte?"

„Was verlangen Sie von mir?" rief sie.

„Nur wenig," antwortete er; „Alles, was Sie über Nathan wissen."

Die Baronin wiederholte ihm die Unterredung, welche sie am Morgen mit Rastignac gehabt und sagte zum Expair von Frankreich, indem sie ihm die ihr vom Cassirer gebrachten vier Wechsel einhändigte:

„Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!"

Vandenesse vergaß es so wenig, daß er sich dessen sogar bei dem Barone von Rastignac bediente, um noch einige Nachrichten zu erhalten. Als er von dem Barone wegging, ließ er von einem öffentlichen Schreiber folgendes Billet an Florinen schreiben:

„Wenn Mademoiselle Florine die erste Rolle, welche sie spielen wird, kennen lernen will, so möge sie sich gefälligst in Begleitung des Herrn Nathan auf dem nächsten Balle im Opernhause einfinden."

Hierauf ging er zu seinem Geschäftsführer, einem sehr gewandten, dreisten, obgleich rechtlichen Manne, und bat ihn, die Rolle eines Freundes zu spielen, gegen den Schmucke

im Vertrauen von dem Besuche der Gräfin von Vandenesse gesprochen, weil er sich ein wenig zu spät über die Bedeutung der vier Male wiederholten Worte: Angenommen für zehntausend Francs, beunruhigt habe, und der nun beauftragt sei, den Herrn Nathan um einen Wechsel über vierzigtausend Franks zu seiner Sicherung zu ersuchen. Das hieß ein hohes Spiel spielen. Nathan konnte schon erfahren haben, wie die Sachen standen, aber es mußte viel gewagt werden, um viel zu gewinnen. In ihrer Unruhe konnte es die Gräfin wohl vergessen haben, für Schmucke eine Bürgschaft zu fordern.

Der Geschäftsführer ging sogleich auf das Bureau des Journales und kam gegen fünf Uhr triumphirend zum Grafen, und zwar mit einem Gegenwechsel über vierzigtausend Francs. Gleich nach den ersten Worten, die er mit Nathan gewechselt, hatte er sagen können, er komme im Auftrage der Gräfin.

Das Gelingen dieses Streiches nöthigte Felix, jedes Zusammentreffen seiner Feau mit Nathan bis zum folgenden Tage, zur Stunde des Balles im Opernhause, zu verhindern, weil er sie dahin führen wollte, damit sie sich selbst von der Beschaffenheit der Verhältnisse Nathans mit Florinen überzeugen könnte. Er kannte der Gräfin eifersüchtigen Stolz, wollte sie selbst auf ihre Liebe verzichten machen, ihr keine Gelegenheit geben, vor seinen Augen zu erröthen und ihr zu rechter Zeit ihre von Florinen, von der er sie zu kaufen gedachte, verkauften Briefe an Nathan zeigen.

Dieser so kluge, so schnell entworfene und zum Theil schon ausgeführte Plan wäre durch ein Spiel des Schicksals, das hienieden Alles ändern kann, beinahe gescheitert. Nach

dem Diner brachte Felix die Rede auf den Ball im Opern hause, äußerte, daß Marie noch nie dort gewesen und rieth ihr, sich morgen dieses Vergnügen zu gönnen.

„Ich werde Ihnen Jemanden zu intriguiren geben,“ sprach er.

„Ei, Sie werden mir viel Vergnügen machen!“

„Um einen recht herrlichen Spaß zu haben, muß sich eine Frau an eine schöne Beute, an eine Celebrität, an einen Mann von Geist machen und ihn dem Teufel in die Klauen geben. Willst Du, daß ich Dir Nathan überlasse? Ich werde durch Jemanden, der Florinen kennt, Geheimnisse erfahren, die ihn rasend machen.“

„Florinen, die Schauspielerin?“ fragte die Gräfin. Sie hatte diesen Namen bereits aus Quillets, des Bureaudieners, Munde gehört. Er fuhr ihr wie ein Pfeil durch die Seele.

„Nun ja, seine Geliebte!“ entgegnete der Graf. „Ist denn dies so erstaunlich?“

„Ich glaubte, Herr Nathan sei zu beschäftigt, als daß er eine Geliebte haben könnte. Haben die Schriftsteller Zeit zum Lieben?“

„Ich will nicht sagen, daß sie lieben, meine Theure, aber sie sind, gleich andern Leuten, gezwungen, irgend wo zu wohnen, und wenn sie keine eigene Wohnung haben, und von den Dienern des Handelsgerichts verfolgt werden, so wohnen sie bei ihren Maitressen. Dies kann Ihnen vielleicht leichtfertig erscheinen, es ist indeß immer noch unendlich angenehmer, als im Gefängnisse zu hausen.“

Das Feuer war nicht so roth, wie der Gräfin Wangen.

im Vertrauen von dem Besuche der Gräfin von Vandenesse gesprochen, weil er sich ein wenig zu spät über die Bedeutung der vier Male wiederholten Worte: Angenommen für zehntausend Francs, beunruhigt habe, und der nun beauftragt sei, den Herrn Nathan um einen Wechsel über vierzigtausend Franks zu seiner Sicherung zu ersuchen. Das hieß ein hohes Spiel spielen. Nathan konnte schon erfahren haben, wie die Sachen standen, aber es mußte viel gewagt werden, um viel zu gewinnen. In ihrer Unruhe konnte es die Gräfin wohl vergessen haben, für Schmucke eine Bürgschaft zu fordern.

Der Geschäftsführer ging sogleich auf das Bureau des Journales und kam gegen fünf Uhr triumphirend zum Grafen, und zwar mit einem Gegenwechsel über vierzigtausend Francs. Gleich nach den ersten Worten, die er mit Nathan gewechselt, hatte er sagen können, er komme im Auftrage der Gräfin.

Das Gelingen dieses Streiches nöthigte Felix, jedes Zusammentreffen seiner Feau mit Nathan bis zum folgenden Tage, zur Stunde des Balles im Opernhause, zu verhindern, weil er sie dahin führen wollte, damit sie sich selbst von der Beschaffenheit der Verhältnisse Nathans mit Florinen überzeugen könnte. Er kannte der Gräfin eifersüchtigen Stolz, wollte sie selbst auf ihre Liebe verzichten machen, ihr keine Gelegenheit geben, vor seinen Augen zu erröthen und ihr zu rechter Zeit ihre von Florinen, von der er sie zu kaufen gedachte, verkauften Briefe an Nathan zeigen.

Dieser so kluge, so schnell entworfene und zum Theil schon ausgeführte Plan wäre durch ein Spiel des Schicksals, das hienieden Alles ändern kann, beinahe gescheitert. Nach

dem Diner brachte Felix die Rede auf den Ball im Opern hause, äußerte, daß Marie noch nie dort gewesen und rieth ihr, sich morgen dieses Vergnügen zu gönnen.

„Ich werde Ihnen Jemanden zu intriguiren geben,“ sprach er.

„Ei, Sie werden mir viel Vergnügen machen!“

„Um einen recht herrlichen Spaß zu haben, muß sich eine Frau an eine schöne Beute, an eine Celebrität, an einen Mann von Geist machen und ihn dem Teufel in die Klauen geben. Willst Du, daß ich Dir Nathan überlasse? Ich werde durch Jemanden, der Florinen kennt, Geheimnisse erfahren, die ihn rasend machen.“

„Florinen, die Schauspielerin?“ fragte die Gräfin. Sie hatte diesen Namen bereits aus Quillets, des Bureaudieners, Munde gehört. Er fuhr ihr wie ein Pfeil durch die Seele.

„Nun ja, seine Geliebte!“ entgegnete der Graf. „Ist denn dies so erstaunlich?“

„Ich glaubte, Herr Nathan sei zu beschäftigt, als daß er eine Geliebte haben könnte. Haben die Schriftsteller Zeit zum Lieben?“

„Ich will nicht sagen, daß sie lieben, meine Theure, aber sie sind, gleich andern Leuten, gezwungen, irgend wo zu wohnen, und wenn sie keine eigene Wohnung haben, und von den Dienern des Handelsgerichts verfolgt werden, so wohnen sie bei ihren Maitressen. Dies kann Ihnen vielleicht leichtfertig erscheinen, es ist indeß immer noch unendlich angenehmer, als im Gefängnisse zu hausen.“

Das Feuer war nicht so roth, wie der Gräfin Wangen.

„Wollen Sie ihn zum Opfer? Sie werden ihn in Schrecken setzen,“ fuhr der Graf fort.

„Ich will Sie in den Stand setzen, ihm zu beweisen, daß er von Ihrem Schwager du Tillet wie ein Kind bei der Nase gezogen wird. Dieser Wicht will ihn ins Gefängniß setzen lassen, damit er ihn unfähig macht, in dem Wahlcollegium, wo Nucingen gewählt worden, als sein Mitbewerber aufzutreten. Ich kenne durch einen Freund Florinens die Summe, welche durch den Verkauf ihres Mobiliars aufgekommen ist, und die sie ihm zur Gründung seines Journales gegeben; ich weiß, wie viel sie ihm von der Ernte geschickt, die sie in diesem Jahre in den Departements und in Belgien gemacht hat, ein Geld, von dem zuletzt du Tillet, Nucingen und Massol Nutzen ziehen werden, da sie das Journal im Voraus an das Ministerium verkauft haben; so sicher sind sie, diesen großen Mann sich vom Halse zu schaffen.“

„Herr Nathan kann unmöglich von einer Schauspielerin Geld angenommen haben.“

„Sie kennen diese Leute gar nicht, meine Liebe. Er wird gegen Sie diese Thatsache nicht läugnen.“

„Ich werde auf jeden Fall auf den Ball gehen.“

„Es wird Ihnen Spaß machen! Mit solchen Waffen werden Sie seine Eigenliebe derb geißeln und ihm einen Dienst erweisen. Sie werden sehen, wie er in Wuth geräth, sich wieder beruhigt und unter Ihren stechenden Epigrammen hüpfen wird! Ganz, indem Sie scherzen, werden Sie ihm Licht geben. Du hörst mich nicht mehr, liebes Kind.“

„Im Gegentheile, ich höre Sie nur zu gut. Späterhin werde ich Ihnen sagen, warum mir daran liegt, von dem, was Sie mir sagen, Gewißheit zu bekommen.“

„Du wirst Gewißheit bekommen. Bleibe nur maskirt. Ich werde es so machen, daß Du mit Nathan und Florinen soupirst. Es muß für eine Frau Deines Standes sehr belustigend sein, eine Schauspielerin zu intriguiren, nachdem Du einem berühmten Manne den Kopf wirbeln gemacht. Du wirst sie Beide an dieselbe Mystification schirren. Ich werde Nathans treulose Streiche auskundschaften. Kann ich die nähern Umstände irgend eines neuen Liebeshandels erfahren, so sollst Du Dich an dem Zorne einer Buhlerin weiden. Diese Arten von Zänkereien sind herrlich. Diejenige, die Florine anfängt, wird brausen wie ein Alpenstrom, sie betet Nathan an, er ist Alles für sie, sie hängt an ihm, wie das Fleisch am Knochen, wie die Löwin an ihren Jungen! Ich erinnere mich, in meiner Jugend eine berühmte Schauspielerin, welche wie eine Köchin schrieb, gesehen zu haben, als sie von einem meiner Freunde ihre Briefe zurückforderte; ich habe nachher nie wieder ein solches Schauspiel, eine solche ruhige Wuth, eine solche schnöde Hoheit, eine solche Attitüde der Wilden gesehen. — Leidest Du, Marie?"

„Nein, man hat zu viel Feuer gemacht."

Sie warf sich auf ein Sopha. Plötzlich richtete sich die Gräfin mit einer jener schwer vorherzusehenden Bewegungen, welche die verzehrenden Schmerzen der Eifersucht verursachte, auf ihren zitternden Beinen in die Höhe, kreuzte die Arme auf der Brust und ging langsam auf ihren Mann zu.

„Was weißt Du?" fragte sie. „Du bist nicht der Mann, der mich peinigt, Du würdest mich zermalmen, ohne mich leiden zu lassen, im Falle ich strafbar sein sollte."

„Was soll ich wissen, Marie?“

„Nun, Nathan?“

„Du glaubst ihn zu lieben, Du liebst ein aus Phrasen erbauetes Phantom.“

„Du weißt also?“

„Alles!“

Dieses Wort fiel auf Mariens Haupt, wie ein Keulenschlag.

„Wenn Du es wünschest, so will ich nie etwas wissen; Du bist in einem Abgrunde, liebes Kind, man muß Dich herausziehen. Ich habe schon daran gedacht! Hier!“

Er zog aus seiner Seitentasche Schmucke's vier Wechsel und die Bürgschaft, welche die Gräfin anerkannte, und warf sie ins Feuer.

„Was würde in Zeit von einem Vierteljahre aus Dir geworden sein, arme Marie? Du würdest von den Hussiers vor das Gericht geschleppt worden sein! Senke den Kopf nicht, demüthige Dich nicht; Du bist von den schönsten Gefühlen getäuscht worden, Du hast mit der Poesie und nicht mit einem Manne coquettirt. Alle Frauen, Alle, hörst Du, Marie, würden an Deiner Stelle verführt worden sein. Würden wir Männer, die wir in zwanzig Jahren tausend dumme Streiche gemacht, nicht albern sein, wenn wir verlangten, Ihr solltet in Euerm ganzen Leben nicht ein einziges Mal unklug sein? Gott bewahre mich davor, über Dich zu triumphiren, oder Dich mit einem Mitleiden niederzudrücken, das Du neulich so unwillig verschmähetest! Vielleicht war dieser Unglückliche aufrichtig, als er an Dich schrieb; aufrichtig, als er sich tödten wollte; aufrichtig, als er noch an demselben Abende zu Florinen zurückkam, um bei ihr zu

wohnen. Wir sind weniger werth wie Ihr. Ich spreche in diesem Momente nicht für mich, sondern für Dich. Ich bin nachsichtig, die Geduld ist's nicht. Sie fliehet eine Frau, die Aufsehen erregt, sie will nicht, daß man ein vollständiges Glück und die Achtung häufe. Ist das gerecht? ich kann's nicht sagen. Die Welt ist grausam, das ist Alles. Vielleicht ist sie in Masse neidischer, wie im Einzelnen. Im Parterre sitzend, wird ein Dieb die Unschuld applaudiren, und ihr beim Weggehen ihre Kleinodien stehlen. Die Societät weigert sich, die Leiden zu lindern, die sie verursacht, sie erkennet den geschickten Betrügereien Ehrenbezeugungen zu, und hat keine Belohnungen für ungekannte Opfer. Ich weiß und sehe dies Alles; wenn ich aber auch die Welt nicht reformiren kann, so stehet es doch wenigstens in meiner Gewalt, Dich gegen Dich selbst zu schützen. Es handelt sich hier um einen Mann, der Dir nur Leiden verursacht, und nicht um jene heilige, aufrichtige Liebe, die bisweilen unsere Selbstverläugnung befiehlt und Entschuldigungen mit sich führt. Vielleicht habe ich Unrecht gehabt, daß ich Dein Glück nicht vermannichfacht, ruhigen, nicht rauschende Vergnügungen, Reisen, Zerstreuungen entgegengesetzt. Uebrigens kann ich mir aus dem Neide, den Du gewissen Frauen verursacht, das Verlangen erklären, daß Dich zu einem berühmten Manne hingetrieben. Lady Dudley, Frau von Espard, Frau von Manerville, sind hier mit im Spiele. Diese Frauen, vor denen ich Dich gewarnt, werden Deine Neugier mehr gereizt haben, um mir Verdruß zu machen, als um Dich in die Stürme zu schleudern, die, wie ich hoffe, Dich umbrauset haben, ohne Dich zu erreichen."

Als die Gräfin diese Worte voll göttlichen Ausdrucks

hörte, ward sie von tausend entgegengesetzten Gefühlen ergriffen; aber dieser Sturm ward von einer bebhaften Bewunderung für Felix beherrscht. Die edelen und stolzen Seelen erkennen leicht das Zartgefühl, womit man sie behandelt. Dieser Tact ist für die Gefühle das, was die Anmuth für den Körper ist. Marie würdigte diese demüthige Größe, die sich beeiferte, sich zu den Füßen einer Frau, die einen Fehltritt begangen, niederzulassen, nur um sie nicht erröthen zu sehen. Sie entfloh, wie närrisch, und kehrte, von der Vorstellung der Unruhe, welche ihre Bewegung ihrem Manne verursachen konnte, geleitet, zurück.

„Warten Sie!“ sprach sie, indem sie verschwand.

Felix hatte ihr die Entschuldigung geschickt vorbereitet, und ward auch sogleich für seine Gewandtheit belohnt. Sie kam, sämmtliche Briefe Nathans in der Hand, zurück, und brachte sie ihm.

„Richten Sie mich!“ sprach sie, knieete nieder und reichte sie ihm hin.

„Ist man im Stande, gut zu richten, wenn man liebt?“ entgegnete er.

Er nahm die Briefe und warf sie in's Feuer; denn späterhin hätte es ihm seine Frau vielleicht nicht verziehen, daß er sie gelesen. Den Kopf auf des Grafen Knieen zerfloß Marie in Thränen.

„Wo sind die Deinigen, liebes Kind?“ fragte er, ihren Kopf aufrichtend.

Bei dieser Frage fühlte die Gräfin die unerträgliche Hitze nicht mehr, welche sie in den Wangen hatte, sie fror.

„Damit Du Deinen Mann nicht in dem Verdachte hast,

er verläumde den Mann, den Du Deiner würdig gehalten, werde ich dafür sorgen, daß Dir Florine selbst Deine Briefe zurückgiebt."

„O, warum sollte er sie auf meine Bitte nicht herausgeben?"

„Und wenn er sich weigerte?"

Die Gräfin senkte den Kopf.

„Die Gesellschaft ekelt mich an," fuhr sie fort; „ich will sie nicht mehr besuchen, ich will allein bei Dir bleiben, wenn Du mir verzeihest."

„Du könntest Dich wieder langweilen. Was würde übrigens die Gesellschaft sagen, wenn Du nicht mehr in ihr erschienest? Im Frühlinge wollen wir reisen, wir wollen Italien besuchen, Europa durchstreifen, bis Du mehr als ein Kind zu erziehen hast. Wir müssen morgen auf den Ball im Opernhause gehen, denn wir können, ohne uns zu compromittiren, Deine Briefe nicht anders wiederbekommen. Wird nicht Florine, indem sie Dir dieselben bringt, einen Beweis ihrer Gewalt über Nathan geben?"

„Und ich soll das sehen?" sprach die Gräfin erschrocken.

„Uebermorgen früh."

Am andern Tage gegen Mitternacht ging Nathan auf dem Balle im Foyer umher und hatte eine Maske von ziemlich eheweiblichem Ansehen im Arme. Nach einigen Umgängen wurden sie von zwei weiblichen Masken angeredet.

„Armer Thor, Du richtest Dich zu Grunde, Marie ist hier, und siehet Dich," sagte der wie eine Frau verkleidete Vandenesse zu Nathan.

„Wenn Du mich anhören willst, so sollst Du Geheim-

nisse erfahren, die Dir Nathan verhehlt hat, und woraus Du die Gefahr kennen lernen wirst, in welcher Deine Liebe zu ihm schwebt," sprach zitternd Marie zu Florinen.

Nathan hatte Florinens Arm hastig verlassen, um dem Grafen, der sich seinen Blicken plötzlich entzogen, zu folgen.

Florine ward von der Gräfin auf ein Bänkchen neben ihren Mann gezogen.

„Erkläre Dich, meine Liebe," sprach Florine, „und laß mich nicht lange in der Ungewißheit. Niemand in der Welt wird mir den Nathan entreißen können, siehest Du. Ich fessele ihn durch die Gewohnheit, welche stärker ist, als die Liebe."

„Zuvörderst sage mir, bist Du Florine?" sprach der Graf, seine natürliche Stimme wieder annehmend.

„Schöne Frage! Wie kannst Du, Spaßvogel, denken, daß ich Dir glauben soll, wenn Du dieses nicht einmal weißt?"

„Gehe hin und frage den Nathan, der jetzt die Geliebte sucht, von der ich rede, wo er vor drei Tagen die Nacht zugebracht? Er hat sich, meine Kleine, wegen Mangel an Gelde mit Kohlendampf tödten wollen. Siehe, so wenig weißt Du von den Angelegenheiten eines Mannes, den Du, wie Du sagst, liebst, und Du lässest ihn ohne einen Heller, und er tödtet sich, oder er tödtet sich vielmehr nicht, er verfehlt seinen Selbstmord. Ein verfehlter Selbstmord ist eben so lächerlich, wie ein Duell ohne Schramme."

„Du lügst," sprach Florine; „er hat bei mir an diesem Tage dinirt, aber erst nach dem Untergange der Sonne.

Der arme Junge wurde verfolgt, er hat sich versteckt, das ist das Ganze."

„Nun so gehe in die Straße du Mail und frage in dem Gasthofe, ob er nicht, dem Tode nahe, von einer schönen Frau, mit der er seit einem Jahre in Verbindung stehet, und deren Briefe er bei Dir, vor Deiner Nase, verbirgt, dorthin gebracht ist. Willst Du ihm eine tüchtige Lection geben, so wollen wir alle Drei in Deine Wohnung gehen, dort will ich Dir es beweisen, daß Du ihn an einer Reise auf das Land in die Straße Clichy verhindern kannst, wenn Du ein gutes Mädchen sein willst."

„Suche Andere anzuführen, als Florinen, mein Kleiner. Ich weiß, daß Nathan in Niemandem verliebt sein kann."

„Du möchtest mich gern glauben machen, er habe seit einiger Zeit seine Aufmerksamkeit für Dich verdoppelt; aber gerade dies beweiset, daß er in eine Andere sehr verliebt ist."

„In eine Frau aus der großen Welt, er?" sprach Florine. „Um solche Kleinigkeit kümmere ich mich nicht."

„Nun, willst Du hören, daß er Dir sagt, er könne Dich heute nicht nach Hause führen?"

„Wenn Du dies bewirkst," entgegnete Florine, „so führe ich Dich zu meiner Wohnung, wo wir die Briefe suchen wollen, an die ich erst glauben werde, wenn ich sie sehe."

„Bleib hier und siehe zu!" sprach Felix.

Er nahm den Arm seiner Frau und stellte sich zwei Schritte von Florinen weg. Bald kam Nathan, der im Foyer hin und her ging, und auf allen Seiten, wie ein Hund seinen Herrn, seine Maske suchte, wieder an die Stelle, wo

er die Nachricht von Mariens Gegenwart bekommen hatte. Florine, die auf seiner Stirn eine leicht zu bemerkende Ungewißheit las, trat auf ihn zu und sprach gebieterisch:

„Ich will nicht, daß Du mich verlässest; ich habe meine Gründe hierzu!“

„Marie,“ sprach die Gräfin leise zu Rudolph, indem sie sich selbst nannte. „Wer ist diese Frau? Lassen Sie dieselbe auf der Stelle los und erwarten Sie mich unten an der Treppe.“

In dieser furchtbaren Klemme gab Rudolph dem Arme Florinens einen heftigen Ruck, so daß dieselbe, die dies nicht erwartete, ihn loszulassen gezwungen wurde, obgleich sie ihn mit Gewalt festhielt. Nathan verschwand sogleich unter der Menge.

„Was sagte ich Dir?“ rief ihr Felix ins Ohr und gab ihr den Arm.

„Fort,“ sprach sie, „wer Du auch sein magst, komm! Hast Du Deinen Wagen?“

Statt aller Antwort führte Vandenesse eiligst seine Frau auf der einen, Florinen auf der andern Seite fort. In wenigen Augenblicken waren die drei Masken, von des Grafen Kutscher schnell gefahren, in Florinens Wohnung. Sie demaskirte sich. Florine wollte vor Wuth ersticken. Frau von Vandenesse erbebte vor Ueberraschung. Der Zorn und die Eifersucht machten Florinen herrlich.

„Es ist hier eine Brieftasche, wozu Du den Schlüssel nicht hast,“ sagte der Graf. „Die Briefe müssen darin sein.“

„In diesem Punkte bin ich intriguirt,“ entgegnete Flo-

rine; „Du weißt etwas, das mich schon seit einigen Tagen beunruhigte.“

Vandenesse sah seine Frau unter der Maske erbleichen. Das Zimmer der Schauspielerin sagte mehr von der Intimität Florinens und Nathans, als eine idealische Geliebte davon wissen wollte. Das Auge einer Frau verstehet Alles in einem Momente zu sehen, und die Gräfin bemerkte in der Vermengung der Dinge des Lebens eine Bestätigung dessen, was ihr Vandenesse gesagt hatte. Florine kam mit dem Portefeuille zurück.

„Wie ist's zu öffnen?“ sprach sie.

Sie ließ das große Küchenmesser herbeiholen, und als das Kammermädchen es brachte, schwenkte es Florine, indem sie mit spöttischer Miene sagte: „Mit einem solchen Dinge erwürgt man die Hühnchen!“

Bei diesen Worten erbebte die Gräfin; sie erklärten ihr die Tiefe des Abgrundes, in den hinabzugleiten sie auf dem Puncte gestanden, noch besser, wie es ihr Mann Abends vorher gethan.

„Bin ich denn dumm?“ sagte Florine. „Sein Barbiermesser ist besser.“

Sie holte das Scheermesser, womit Nathan sich Abends vorher rasirt hatte, und zerschnitt die Falten des Maroquins. Die Brieftasche öffnete sich und Mariens Briefe fielen heraus. Florine ergriff einen derselben.

„Ja, es ist wahrlich eine gebildete Frau! Es scheint mir nicht ein einziger orthographischer Fehler darin zu sein!“

Vandenesse nahm die Briefe und gab sie seiner Frau, welche auf einem Tische untersuchte, ob keiner daran fehlte.

„Willst Du dies Alles hiergegen vertauschen?“ fragte Vandenesse, Florinen den Wechsel über vierzigtausend Francs hinreichend.

„Wie dumm ist er, solche Papiere zu unterschreiben! gut für Billets,“ sagte Florine, indem sie den Wechsel las. „Warte, ich will Dir die Gräfinnen anstreichen. Und ich, ich mattete Körper und Seele in der Provinz ab, um ihm Geld zusammenzuscharren, ich, die den Wechselagenten gespielt haben würde, um ihn zu retten! So sind die Männer!“

„Wenn man Alles für sie thut, so gehen sie uns doch durch! Er soll's mir bezahlen!“

Frau von Vandenesse hatte sich mit den Briefen entfernt.

„Ei, schöne Maske, laß mir nur einen einzigen hier, um ihn überführen zu können.“

„Das ist nicht mehr möglich!“ sprach Vandenesse.

„Warum nicht?“

„Diese Maske ist die Gräfin selbst.“

„Gut; aber sie hätte sich wohl bei mir bedanken können.“

„Warum nimmst Du denn die vierzigtausend Francs?“ sprach der Graf, sich entfernend.

Aeußerst selten machen die jungen, zum Selbstmorde getriebenen Leute den Versuch noch einmal, wenn sie die Schmerzen desselben empfunden haben. Heilt der Selbstmord auch nicht vom Leben, so heilt er doch vom Tode. Rudolph hatte also auch keine Lust mehr, sich zu tödten, als er sich in einer schrecklichern Lage sahe, als die, aus welcher er hinaus wollte, indem er seinen Wechsel an Schmucke in den Händen Florinens sahe, die ihn vom Grafen von Vandenesse bekom=

men hatte. Er versuchte es, die Gräfin wiederzusehen, um ihr die Beschaffenheit seiner Liebe zu erklären, die in seiner Seele mehr als je glänzte. Aber das erste Mal, da die Gräfin den Rudolph in der Gesellschaft wiedersahe, warf sie ihm jenen verachtenden Blick zu, der einen unübersteiglichen Abgrund zwischen einen Mann und eine Frau setzt. Trotz seiner Zuversichtlichkeit wagte doch Nathan während des Winters die Gräfin nicht wieder anzureden.

Er theilte sich indeß Blondet mit, und wollte, als die Rede auf die Frau von Vandenesse kam, von Laura und Beatrix reden. Er machte die Paraphrase jener schönen, aus der Feder eines berühmten Dichters unserer Zeit geflossenen Stelle:

„Ideal, blaue Blumen mit goldenem Herzen, deren fibröse, tausendmal dünneren Wurzeln wie die seidenen Flechten der Feen, in die Tiefe unserer Seele tauchen, um daraus die reinste Substanz zu trinken; süße und bittere Blume, man kann dich nicht ausreißen, ohne das Herz bluten zu machen, ohne daß aus deinem zerbrochenen Stengel rothe Tropfen sickern. O, wie hat die verwünschte Blume in meiner Seele getrieben!“

„Du faselst, mein Lieber,“ sprach Blondet zu ihm; „ich gebe zu, daß es eine hübsche Blume war, aber sie war nicht idealisch, und anstatt wie ein Blinder vor einer leeren Nische zu singen, solltest Du daran denken, Deine Hände zu waschen und Dich der Regierung zu unterwerfen. Du bist ein zu großer Künstler, um ein politischer Mann zu sein, Du bist von Leuten, die Dich nicht aufwiegen, hinter's Licht geführt. Denke darauf, Dich wieder, aber anderwärts anführen zu lassen.“

„Sie soll mich aber nicht verhindern können, sie zu lieben. Ich werde meine Beatrix aus ihr machen.“

„Beatrix, mein Lieber, war ein kleines, zwölfjähriges Mädchen, das Dante nicht wiedergesehen hat — wäre es sonst Beatrix geblieben? Um sich aus einer Frau eine Göttin zu machen, müssen wir sie heute nicht in einem Mäntelchen, morgen in einem weit ausgeschnittenen Kleide, übermorgen auf den Boulevards, Spielsachen für ihre Kinder einkaufend, sehen. Wenn man Florinen hat, die um die Wette Herzogin im Vaudeville, Bürgerin im Drama, Negerin, Marquise, Oberst, schweizerische Bäuerin, peruanische Sonnenjungfrau — die einzige Weise, auf die sie Jungfrau sein kann — ist, so weiß ich nicht, wie man sich noch an Frauen der großen Welt wagen kann.“

Du Tillet machte den Nathan nieder, der aus Geldmangel seinen Antheil am Journale im Stiche ließ. Der berühmte Mann hatte in dem Wahlcollegium, von dem der Wechsler gewählt wurde, nur fünf Stimmen.

Als nach einer langen und glücklichen Reise die Gräfin im folgenden Winter nach Paris zurückkam, hatte Nathan alle Prophezeiungen des Grafen Felix gerechtfertigt und Blondet's Rathschläge befolgt: er unterhandelte mit der Regierung. Seine Angelegenheiten waren in solcher Unordnung, daß ihn die Gräfin Marie in den elysäischen Feldern einst zu Fuße, im traurigsten Aufzuge an Florinens Arme sahe. Ein gleichgültiger Mann ist schon erklecklich häßlich in den Augen einer Frau; wenn sie ihn aber nicht mehr liebt, so erscheint er abscheulich, besonders, wenn er dem Nathan gleicht. Frau von Vandenesse hatte eine Regung der Scham, als sie daran dachte, daß sie sich für Nathan interessirt

hatte. Wäre sie nicht von jeder außerehelichen Liebe geheilt gewesen, so hätte der Contrast, den der berühmte Mann verglichen mit dem Grafen, zeigte, hingereicht, sie ihren Mann einem Engel vorziehen zu machen.

Heut zu Tage hat dieser an Tinte so reiche, an Willenskraft so arme Ehrgeizige endlich capitulirt und sich, wie ein mittelmäßiger Kopf, in eine Senecure eingenistet. Nachdem er alle desorganisatorischen Versuche unterstützt, lebt er friedlich im Schatten eines ministeriellen Blattes. Das Kreuz der Ehrenlegion, der fruchtbare Text seiner Späße, ziert sein Knopfloch: Den Frieden um jeden Preis, worauf er die Redaction eines revolutionairen Journals gegründet, ist der Gegenstand seiner belobenden Artikel. Die Erblichkeit durch seine saint-simonistischen Phrasen so hart angegriffen, vertheidigt er jetzt mit der Autorität der Vernunft. Dieses unlogische Benehmen hat seinen Ursprung und seine Autorität in dem Meinungswechsel einiger Leute, die während unserer letztern politischen Evolutionen wie Rudolph gehandelt haben.

Massimilla Doni.

Vorbemerkung des Verfassers.

Es ist nöthig, einige Worte über das Werk zu sagen, das hier mit „Eine Tochter Eva's" verbunden ist, und wodurch bizarre Ungereimtheiten zum Vorscheine kommen. Massimilla Doni ist eine philosophische Zeichnung, die hier zu einem Sittengemälde hinzugefügt ist, um die Bogenzahl zu erzielen, welche die bibliographische Jurisprudenz verlangt. Diese Werke haben durchaus keine Aehnlichkeit mit einander, ihre erzwungene Verbindung zeigt den ungeheuren Unterschied, welcher zwischen dem literarischen Systeme der philosophischen Studien und der Sittenstudien stattfindet. Vor Allem aber macht sich der Verfasser auf die furchtbaren Beschuldigungen der Immoralität gefaßt. Vielleicht gehet man bis zur Obscönität, bis zu liebreichen Vergleichungen mit den schlüpfrigen Büchern des vorigen Jahrhunderts. Massimilla Doni wird gewiß durch falsche Deutungen beschmitzt werden. Anstatt die Allegorie zu sehen, wird man die Realität suchen, während bei dem Verfasser die Realität nur gedient hat, eines der schönsten Probleme der menschlichen Intelligenz im Handgemenge mit der Kunst zu schildern. Ueber solche Fragen muß man die Zeit entscheiden lassen; es wird mit diesem Werke eben so gehen, wie mit der Physiologie der Ehe und dem Chagrin.

Dedication.

An Herrn Jakob Strunz.

Es würde, mein lieber Strunz, von Undankbarkeit zeugen, wenn ich Ihren Namen nicht einem der beiden Werke vorsetzte, die ich ohne Ihre geduldige Gefälligkeit und große Mühe nicht hätte verfertigen können. Finden Sie also hier einen Beweis meiner dankbaren Freundschaft für den Muth, womit Sie es, vielleicht ohne glücklichen Erfolg, versucht haben, mich in die Tiefen der musikalischen Wissenschaft einzuweihen. Sie werden mich gleichwohl Alles gelehrt haben, was das Genie Schwieriges und Mühseliges in den Werken verbirgt, die für uns die Quelle göttlicher Freuden sind. Sie haben mir ebenfalls mehr als einmal die kleine Unterhaltung verschafft, auf Kosten mehr als eines angeblichen Kenners zu lachen. Einige beschuldigen mich der Unwissenheit, indem sie weder die Rathschlöge eines der besten Feuilletonisten über musikalische Werke, noch Ihren gewissenhaften Beistand kennen. Vielleicht bin ich der ungetreueste Secretair gewesen? Wäre dem also, so würde ich wahrscheinlich ein verrätherischer Uebersetzer sein, ohne es zu wissen, und gleichwohl wünsche ich, mich stets einen Ihrer Freunde nennen zu können.

von Balzac.

I.

Der venetianische Adel ist, wie die Kenner wissen, der erste Adel Europa's. Sein goldenes Buch war schon vor den Kreuzzügen da, eine Zeit, da Venedig, eine Trümmer des kaiserlichen und christlichen Roms, die sich, um den Barbaren zu entgehen, ins Meer senkte, schon mächtig, schon berühmt, die politische und commercielle Welt beherrschte. Bis auf einige Ausnahmen ist dieser Adel heut zu Tage ruinirt. Unter den Gondolieren, welche die Engländer, denen die Geschichte dort ihre Zukunft zeigt, auf dem Wasser fahren, finden sich Söhne ehemaliger Dogen, deren Stamm älter ist, wie der der Souverains. Auf einer Brücke, unter der, wenn man nach Venedig reiset, unsere Gondel durchfährt, erblickt man vielleicht ein herrliches, schlechtgekleidetes junges Mädchen, ein armes Kind, das vielleicht einem der vornehmsten patricischen Stämme angehört. Wenn ein Volk von Königen auf diesem Puncte ist, so trifft man darunter nothwendig bizarre Charaktere an. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß aus der Asche Funken aufsprühen. Zur Rechtfertigung der Sonderbarkeit der in dieser Erzählung handelnd auftretenden Personen bestimmt, sollen diese Betrachtungen nicht weiter gehen, denn es gibt nichts Unerträglicheres, als

die ewigen Wiederholungen derer, die, nach so vielen großen Dichtern und kleinen Reisenden, von Venedig sprechen. Das Interesse der Erzählung erheischte bloß die Constatirung des stärksten Gegensatzes der menschlichen Existenz; diese Größe und dieses Elend, die man dort bei manchen Menschen wie in den meisten Wohnungen siehet.

Die Edelen von Venedig und Genua nahmen, wie ehemals die polnischen Edelleute, keine Titel an. Quirini, Doria, Brignole, Morosini, Sauli, Mocenigo, Fiesko, Cornaro, Spinola heißen — dies genügte dem höchsten Stolze. Alles verdirbt, heut zu Tage sind einige Familien betitelt. Zu der Zeit indeß, da die Edelen der aristokratischen Republiken gleich waren, gab es in Genua einen Fürstentitel für die Familie Doria, welche die völlige Souverainetät über Amalfi besaß, und in Venedig einen ähnlichen Titel, der durch eine ehemalige Besitzung der Facino Cane, Fürsten von Vareso, legitimirt war. Die Grimaldi, welche souverain wurden, bemächtigten sich Monaco's viel später. Der Letzte der ältern Linie der Cane verschwand aus Venedig dreißig Jahre vor dem Sturze der Republik, da er mehr oder weniger strafbarer Verbrechen wegen verurtheilt worden war.

Die Cane Memmi, denen diese Titularfürstenwürde zufiel, sanken während der verhängnißvollen Periode von 1796 bis 1814 in Armuth. Im zwanzigsten Jahre dieses Jahrhunderts wurden sie nur noch durch einen jungen Mann, Namens Emilio, und durch einen Palast, der für eine der größten Zierden des Canals Grande gilt, repräsentirt. Dieses Kind der schönen Venetia hatte weiter kein Vermögen, wie jenen unnützen Palast und funfzehnhundert Livres Renten, die von einem an der Brenta gelegenen Landhause her-

kamen. Dieses Haus, das einzige, was seine Familie von ihren Gütern noch auf dem festen Lande besaß, war an die österreichische Regierung verkauft worden. Jene Rente rettete ihn von der Schande, sich, wie viele Adelige, die Entschädigung von täglich zwanzig Sous auszahlen zu lassen, die in dem Vertrage der Abtretung an Oesterreich allen dürftigen Adeligen zugebilligt worden ist.

Im Anfange des Winters war dieser junge Herr noch in einem am Fuße der tyrolischen Alpen gelegenen und im Frühlinge vorher von der Herzogin von Cataneo gekauften Landhause. Das von Palladio für die Tiepolo erbauete Haus bestehet aus einem viereckigen Pavillon vom reinsten Styl; eine grandiose Treppe, auf jeder Seite offene marmorne Säulengänge, Peristyle mit Gewölben, die mit Frescogemälden bedeckt und durch das Ultramarin des Himmels, worin köstliche Figuren fliegen, frei gemacht sind, Verzierungen, die stark ausgeführt, aber so gut proportionirt sind, daß das Gebäude, wie eine Frau ihren Kopfputz, dieselben mit einer Leichtigkeit trägt, welche das Auge ergötzt; kurz, jener grandiose Adel, der in Venedig die Procuration der Piazetta auszeichnet. Wunderschön gezeichnete Stucks unterhalten in den Zimmern eine Kühle, welche die Atmosphäre lieblich macht; die äußern, in Fresco gemalten Galerien dienen als Schrägfenster, und überall siehet man den kühlen, venetianischen Fußboden, wo sich der ausgeschnittene Marmor in unveränderliche Blumen verwandelt Das Ameublement zeigte, wie das der italienischen Paläste, die schönsten, reichlichst gebrauchten Seidenstoffe, und kostbare, gut angebrachte Gemälde: einige von dem genuesischen Priester, il Capucino genannt, andere von Leonardo da Vinci, Carlo

Dolce, Tintoretto und Titian. Die etagirten Gärten prangten mit jenen Wundern, wobei das Gold gleichsam verwandelt ist in Grotten von Muscheln und kleinen Kieseln, in von Feen erbauete Terrassen, wo die hohen Cypressen, die dreieckigen Fichten, der traurige Oelbaum schon mit den Orangen-, Lorbeer- und Myrthenbäumen geschickt vermischt sind, und in klare Becken mit blauen und goldenen Fischen. Was man auch immer zum Vortheile der englischen Gärten sagen mag, diese Sonnenschirm ähnlichen Bäume, diese beschnittenen Eiben, dieser Luxus der Kunsterzeugnisse so fein vereinigt mit dem einer bekleideten Natur; diese Kaskaden mit marmornen Stufen, wo das Wasser schüchtern dahingleitet und wie eine vom Winde entführte und stets erneuerte Schärpe erscheint; diese Figuren von vergoldetem Blei, welche bescheidentlich schweigsame Asyle meubliren, dieser kühne Palast, der, seine Spitze am Fuße der Alpen erhebend, nach allen Seiten hin eine Aussicht gewährt; diese lebendigen Gedanken, welche den Stein, die Bronze, die Gewächse beseelen oder sich in Blumenbeeten zeichnen; diese poetische Verschwendung paßte zu der Liebe einer Herzogin und eines hübschen Jünglings, die wahrlich ein von den Zwecken der thierischen Natur weit entferntes Werk der Poesie ist. Jeder, der weiß, was die Phantasie ist, hätte auf einer dieser schönen Treppen neben einer Vase mit zirkelförmigen Basreliefs gewiß gern einen kleinen, bis zum Gürtel mit einem Schoßreife von rothem Zeuge bekleideten Neger gesehen, der, während die Herzogin auf Emilio Memmi's Rede lauschte, mit der einen Hand einen Sonnenschirm über ihr Haupt, mit der andern die Schleppe ihres langen Kleides hielt. Und wie würde der Venetianer nicht gewonnen haben,

wenn er gekleidet gewesen, wie einer der von Titian gemalten Senatoren? Ach! in diesem, dem der Peschiere zu Genua ziemlich ähnlichen Feenpalaste gehorchte die Cataneo den Firmanen der Victorine und der französischen Modisten; sie trug ein Kleid von Mousselin und einen Hut von Reißstroh, niedliche, schillerfarbige Schuhe, Garnstrümpfe, welche der leiseste Zephyr weggewehet haben würde; auf den Schultern hatte sie einen Shawl von schwarzen Spitzen; aber was man in Paris, wo die Frauen fast in ihre Kleider geschnürt sind, nie begreifen wird, ist die köstliche Ungezwungenheit, mit welcher diese schöne Tochter Toscana's die französische Kleidung trug; sie hatte dieselbe italienisirt. Die Französin siehet ihren Rock für etwas sehr Wichtiges an, während eine Italienerin sich wenig darum bekümmert, ihn durch keinen altklugen Blick vertheidigt, denn sie weiß, daß sie unter dem Schutze einer einzigen Liebe stehet, für sie, wie für Andere, eine heilige, ernste Leidenschaft.

Nach einem Spaziergange gegen elf Uhr Morgens vor einem Tische, auf dem man die Reste eines eleganten Frühstückes sahe, auf einem Sopha ausgestreckt, ließ die Herzogin Cataneo ihren Geliebten diesen Mousselin nach Belieben betrachten, ohne bei der leisesten Geberde „ruhig" zu sagen. Auf einem Lehnsessel neben ihr sitzend, hielt Emilio ihre Hand zwischen den seinigen und blickte sie mit gänzlicher Ergebung an. Man frage nicht, ob sie sich liebten? sie liebten sich nur zu sehr. Sie lasen nicht im Buche, wie Paul und Franzisca — weit davon entfernt, wagte Emilio nicht einmal zu sagen: Laß uns lesen! Bei dem Scheine dieser Augen, worin zwei grüne Augäpfel glänzten, welche mit Goldfäden, die wie der Glanz eines Risses aus dem

Mittelpunkte hervorbrachen und dem Blicke ein sanftes Sterngefunkel mittheilten, getigert waren, fühlte er eine nervöse Wollust, die ihn fast in den Krampf versetzte. In manchen Augenblicken genügte es ihm, die schönen schwarzen, durch einen einfachen goldenen Reif gehaltenen Haare dieses angebeteten Hauptes, die auf jeder Seite einer voluminösen Stirn in glänzenden Flechten herabhingen, zu sehen, um in seinen Ohren das schnelle Klopfen seines in Wellen aufgeregten und die Gefäße seines Herzens zu zersprengen drohenden Blutes zu hören. Durch welches geistige Phänomen bemächtigte sich die Seele seines Körpers so gut, daß er sich nicht mehr in sich selbst, sondern bei dem geringsten Worte, das sie mit einer Stimme, die in ihm die Quellen des Lebens trübten, ganz in dieser Frau fühlte? Wenn in der Einsamkeit eine unaufhörlich beobachtete Frau von mittelmäßiger Schönheit erhaben und imposant wird, so konnte vielleicht eine so prächtig schöne Frau, wie die Herzogin, einen Jüngling, bei dem die Exaltation neue Spannung fand — denn sie verzehrte diese junge Seele wirklich — endlich betäuben.

Erbin der Doni in Florenz, hatte Massimilla den sicilianischen Herzog Cataneo geheirathet. Ihre alte, seitdem gestorbene Mutter hatte sie, nach den Gewohnheiten des florentinischen Lebens, durch diese Heirath reich und glücklich machen wollen. Sie hatte gemeint, daß ihre Tochter, dem Kloster entnommen, um in das Leben einzutreten, diese zweite Ehe des Herzens, die für eine Italienerin Alles ist, nach den Gesetzen der Liebe vollziehen würde. Aber Massimilla Doni hatte im Kloster eine große Vorliebe für das religiöse Leben bekommen, und als sie am Altare dem Herzoge von

Cataneo ihr Wort gegeben, begnügte sie sich ganz christlich damit, seine Frau zu sein. Dies war eine Sache der Unmöglichkeit. Cataneo, der nur eine Herzogin wollte, fand es sehr albern, ein Gatte zu sein. Sobald sich Massimilla über sein Betragen beschwerte, sagte er ihr ganz ruhig, sie möge sich einen primo Cavaliere serviente aussuchen, und erbot sich, ihr mehrere zur Auswahl vorzuführen. Die Herzogin weinte, der Herzog verließ sie. Massimilla betrachtete die Leute, welche sich um sie drängten, und ward von ihrer Mutter nach la Pergola, in einige diplomatische Häuser, überall hingeführt, wo man junge und hübsche Cavaliere antraf; sie fand Niemanden, der ihr gefiel, und ging auf Reisen. Sie verlor ihre Mutter, erbte, trug die Trauer, kam nach Venedig, und sahe dort Emilio, als er vor ihrer Loge vorüberging und mit ihr einen Blick der Neugier wechselte. Alles war damit gesagt. Der Venetianer war wie bedonnert. „Das ist er!“ rief eine Stimme in die Ohren der Herzogin. Anderwärts überall würden sich zwei kluge, unterrichtete Personen geprüft, nach einander erkundigt haben; aber diese beiden Unwissenden verschmolzen sich in einander, wie zwei Substanzen von gleicher Natur, welche, wenn sie einander begegnen, nur eine ausmachen. Massimilla ward sogleich Venetianerin und kaufte den Palast, welchen sie im Conareggio gemiethet hatte. Da sie nicht wußte, was sie mit ihren Einkünften machen sollte, so hatte sie nachher noch das Landgut Rivalta gekauft, wo sie sich damals befand. Emilio, der von La Vulpato der Cataneo vorgestellt war, kam den ganzen Winter hindurch in die Loge seiner Freundin. Nie war eine Liebe in zwei Seelen heftiger, nie furchtsamer in ihren Ausdrücken. Diese beiden Kinder zit-

terten vor einander. Massimilla coquettirte nicht, hatte weder Secundo, noch Terzo, noch Patito. Eingenommen von einem Lächeln, einem Worte, bewunderte sie ihren jungen Venetianer mit dem spitzigen Gesichte, der langen, dünnen Nase, den schwarzen Augen und der edelen Stirn, der trotz ihrer naiven Ermuthigungen, erst nach Verlauf eines Vierteljahres, das sie gebraucht hatten, um sich an einander zu gewöhnen, zu ihr kam. Der Sommer zeigte seinen orientalischen Himmel, die Gräfin beschwerte sich, daß sie allein nach Rivalta gehen sollte. Glücklich und unruhig zugleich über das Alleinsein mit der Herzogin, hatte Emilio dieselbe in ihre Zurückgezogenheit begleitet. Das niedliche Paar wohnte bereits ein halbes Jahr in Rivalta. Einundzwanzig Jahre alt, hatte Massimilla nicht ohne tiefe Gewissensbisse ihre religiösen Skrupel der Liebe geopfert; aber sie hatte sich langsam entwaffnet und wünschte jene, von ihrer Mutter so gerühmte Herzensehe in dem Momente zu vollziehen, da Emilio ihre edle, schlanke, satinirte, weiße Hand hielt, an deren Spitze schön gezeichnete Nägel prangten, die colorirt waren, wie wenn sie aus Asien etwas von der Henna bekommen hätte, womit die Frauen der Sultane ihre Nägel hellrosenroth färben. Ein Unglück, das Massimilla nicht kannte, den Emilio aber schrecklich leiden machte, war sonderbarerweise zwischen sie getreten. Massimilla, obgleich jung, hatte jene Majestät, welche die mythologische Tradition der Juno beilegt, der einzigen Göttin, welcher die Mythologie keinen Geliebten gegeben, denn selbst Diana war geliebt worden, die keusche Diana hat geliebt! Jupiter allein hat vor seiner göttlichen Ehehälfte, nach der sich viele englische Ladys modellirt haben, nicht aus der Fassung kom-

men können. Emilio stellte seine Geliebte viel zu hoch, um sie zu erreichen. Ein Jahr später würde er von dieser edlen Krankheit, an der nur sehr junge Männer und Greise leiden, nicht geplagt worden sein. Gleichwie aber derjenige, der über das Ziel hinausschießt, eben so weit entfernt ist, wie der, dessen Pfeil es nicht erreicht, so befand sich auch die Gräfin zwischen einem Ehemanne, der sich so weit vom Ziele wußte, daß er sich nicht mehr darum bekümmerte, und einem Geliebten, der mit den weißen Flügeln des Engels dasselbe so schnell überflog, daß er dahin nicht mehr zurückkommen konnte. Glücklich, geliebt zu werden, weidete sich Massimilla an dem Verlangen, ohne an das Ende desselben zu denken, während ihr Geliebter, unglücklich in seinem Glücke, seine junge Freundin von Zeit zu Zeit durch ein Versprechen an den Rand dessen führte, was so viele Frauen einen Abgrund nennen, und sich genöthigt sahe, die Blumen zu pflücken, die ihn einfassen, ohne etwas Anderes thun zu können, als sie zu entblättern, indem sie in ihrem Herzen eine Wuth verschloß, die sie nicht auszudrücken wagte. Sie waren an dem Morgen spazieren gegangen und hatten einander eine Liebeshymne wiederholt, wie sie die auf den Bäumen nistenden Vögel sangen. Der Jüngling, dessen Lage nur geschildert wird, wenn man ihn mit jenen Engeln vergleicht, denen die Maler nur einen Kopf und Flügel geben, fühlte sich bei der Rückkehr von dem Spaziergange so heftig verliebt, daß er die gänzliche Ergebenheit der Herzogin in Zweifel zog und sie bis zu der Frage brachte: „Welchen Beweis willst Du davon?“

Diese Frage war mit einer königlichen Miene hingeworfen, und Memmi küßte mit Gluth diese schöne, unwissende Hand. Plötzlich stand er, wüthend auf sich selbst, auf,

und ließ Massimilla allein. Die Gräfin blieb in ihrer nachlässigen Lage auf dem Sopha, aber sie weinte und fragte sich, in welchem Stücke sie, jung und schön, dem Emilio mißfallen könnte. Der arme Memmi seinerseits rannte mit dem Kopfe gegen die Bäume, wie eine behaubte Krähe. Ein Diener suchte in diesem Momente den jungen Venetianer, um einen Brief, den ein Expresser gebracht, an ihn abzugeben. Marco Vendramini, sein einziger Freund, benachrichtigte ihn, daß Marco Facino Cane, Fürst von Vareso, in einem Hospitale in Paris gestorben. Der Todtenschein war angekommen. Da in den Augen der beiden Freunde ein Titel ohne Geld nichts bedeutete, so meldete Vendramini dem Emilio als eine viel wichtigere Neuigkeit, daß man beim Theater la Fenice den berühmten Tenor Genovese und die Signora Tinti engagirt habe. Ohne den Brief, den er zerknitterte und in die Tasche steckte, zu Ende zu lesen, eilte Emilio, der Gräfin die große Neuigkeit zu verkündigen, und dachte nicht einmal an seine heraldische Erbschaft. Die Herzogin kannte die sonderbare Geschichte nicht, welche die Tinti der Neugierde Italiens empfahl; der Fürst erzählte sie ihr mit wenigen Worten. Diese berühmte Sängerin war eine gemeine Magd in einem Wirthshause. Ihre wunderbare Stimme hatte einen vornehmen Herrn, der auf Reisen war, überrascht. Da die Schönheit des damals zwölfjährigen Kindes der Stimme würdig war, so hatte dieser vornehme sicilianische Herr die Beharrlichkeit gehabt, diese kleine Person erziehen zu lassen, wie es Ludwig XV. ehemals mit dem Fräulein von Romans gemacht hatte. Er hatte geduldig so lange gewartet, bis daß die Stimme der Tinti durch einen berühmten Musikmeister ausgebildet

war, und sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, um aller so mühselig cultivirten Schätze zu genießen. Das Jahr vorher hatte sich die Tinti zum ersten Male öffentlich hören lassen und die drei Hauptstädte Italiens, die am schwersten zu befriedigen sind, entzückt.

„Ich bin fest überzeugt, daß dieser vornehme Herr mein Mann nicht ist,“ sprach die Herzogin.

Die Pferde wurden bestellt, und die Cataneo reisete sogleich nach Venedig ab, um der Eröffnung der Wintersaison beizuwohnen.

An einem schönen Novemberabende fuhr der neue Fürst von Varese auf der Lagune de Mestre in Venedig, zwischen der Linie von Pfählen mit den österreichischen Farben, welche den Weg bezeichnet, der den Gondeln von dem Zollamte gestattet ist. Obgleich in die Betrachtung der Gondel der Cataneo, die, von Livreebedienten geführt, einen Büchsenschuß weit vor ihm das Meer durchschnitt, versunken, konnte der arme Emilio, den ein alter Gondolier führte, der schon zu den Zeiten, da Venedig noch lebte, seinen Vater gefahren hatte, die bittern Betrachtungen nicht zurückdrängen, die sein neuer Titel veranlaßte. „Welch' ein Spott des Schicksals! Fürst zu sein und funfzehnhundert Francs Einkommen zu haben! Einen der schönsten Paläste der Welt zu besitzen und nicht über den Marmor, die Treppen, die Gemälde, die Bildhauerarbeiten, die ein kaiserliches Decret vor Kurzem unveräußerlich gemacht hatte, verfügen zu können. Auf einem, fast eine Million werth geschätzten Grundpfeiler von Campecheholz zu leben und kein Mobiliar zu haben! Der Besitzer von prachtvollen Galerien zu sein, und in einem Zimmer über dem letzten Arabeskenfriese zu wohnen, der aus

Marmor erbauet war, den man aus Morea geholt, das schon unter den Römern von einem Memmius erobernd durchzogen wurde! In einer der prächtigsten Kirchen Venedigs seine Ahnen, mitten in einer mit den Gemälden Titian, Tintoretto, der beiden Palma, des Bellini und Paul Veronese verzierten Capelle auf kostbaren Marmorgrabmälern sculptirt zu sehen, und nicht einen marmornen Memmi an England verkaufen zu können, um dem Fürsten von Varese Brot zu verschaffen! Genovese, der berühmte Tenorist, wird in einer Saison das Capital der Rente bekommen, wovon ein Emilio Memmi, Sohn der Memmius, römischer Senatoren, so alt, wie die Cäsaren und Sulla's, glücklich leben würde. Genovese kann ein indisches Houka rauchen, während der Fürst von Vareso nicht einmal Cigarren nach Belieben rauchen kann!“

Und er warf das Ende seiner Cigarre ins Meer.

Der Fürst von Varese fand seine Cigarren bei der Herzogin von Cataneo, zu deren Füßen er gern die Schätze der Welt niedergelegt hätte. Die Herzogin lauschte ihm alle seine Launen ab und fühlte sich glücklich, sie befriedigen zu können. Er hielt bei ihr seine einzige Mahlzeit, das Souper; denn sein Geld ging für Kleidung und den Besuch des Theaters Fenice darauf. Auch war er genöthigt, jährlich hundert Francs vorwegzunehmen, um den alten Gondolier seines Vaters zu bezahlen, der, um ihn für diesen Preis fahren zu können, nur von Reiß lebte. Endlich mußte er auch die Tassen schwarzen Kaffee's bezahlen, die er alle Morgen im Kaffeehause Florian trank, um sich bis zum Abende in einer nervösen Aufreizung zu erhalten, von deren Mißbrauche er zu sterben hoffte, wie Vendramini vom Opium. — „Und

ich bin Fürst!“ Bei diesen Worten warf Emilio Memmi den Brief des Marco Vendramini, ohne ihn zu Ende gelesen zu haben, in die Lagune, wo er, wie ein von einem Kinde ausgesetztes Papierschiffchen dahinschwamm.

„Aber Emilio ist erst dreiundzwanzig Jahre alt,“ fuhr er fort. „Er ist also mehr werth, als der gichtische Lord Wellington, der lahme Prinz Regent, die, an der Fallsucht leidende, österreichische Kaiserfamilie, der König von Frankreich.“ Bei dem Gedanken an den König von Frankreich faltete sich aber Emilio's Stirn, seine Elfenbeinstirn ward gelb, Thränen traten in seine schwarzen Augen und benetzten seine langen Wimpern; mit einer Hand, würdig, von Titian gemalt zu werden, schob er sein starkes braunes Haar in die Höhe, und richtete seinen Blick wieder auf die Gondel der Cataneo. — „Der Spott, den sich das Schicksal mit mir erlaubt, findet sich auch in meiner Liebe wieder,“ sprach er zu sich. „Mein Herz und meine Phantasie sind voll von Schätzen; Massimilla kennt sie nicht. Sie ist Florentinerin, sie wird mich verlassen. Starr wie Eis in ihrer Nähe zu sein, wenn ihr Blick und ihre Stimme in mir himmlische Gefühle erwecken! Indem ich ihre Gondel einen Flintenschuß weit von mir sehe, kommt es mir vor, als wenn man ein glühendes Eisen in mein Herz stößt. Eine unsichtbare Flüssigkeit fließt in meine Nerven und verzehrt sie durch ihr Feuer, eine Wolke breitet sich über meine Augen, die Luft scheint mir dieselbe Farbe zu haben, die sie in Rivalta hatte, wenn das Licht durch einen rothseidenen Rollvorhang brach, und ich, ohne daß sie mich sahe, sie bewunderte, wie sie da saß, träumerisch und mit Feinheit lächelnd, wie die Monna Lisa des Leonardo. Meine fürstliche Hoheit wird entweder

durch einen Pistolenschuß endigen, oder der Sohn der Cane wird den Rath seines alten Carmagnola befolgen: Wir wollen Matrosen oder Seeräuber werden, und wollen uns damit belustigen, zu sehen, wie lange wir noch leben, ehe wir gehängt werden!“

Der Fürst nahm eine neue Cigarre und betrachtete die Arabesken ihres Rauches in der Luft, wie wenn er in ihren Launen eine Wiederholung seines letztern Gedankens hätte sehen wollen. In der Ferne erkannte er schon die maurischen Zinnen, welche seinen Palast kränzen; er ward wieder traurig. Die Gondel der Herzogin war im Canareggio verschwunden. Die Träume von einem romantischen und gefahrvollen Leben, als Lösung seiner Liebe genommen, erloschen mit seiner Cigarre, und die Gondel seiner Freundin zeigte ihm den Weg nicht mehr. Er sah nur die Gegenwart, wie sie war, ein Palast ohne Seele, eine Seele ohne Wirkung auf den Körper, eine Fürstenwürde ohne Geld, ein leerer Körper und ein volles Herz — tausend zur Verzweiflung bringende Antithesen. Der Unglückliche beweinte sein altes Venedig, das Vendramini noch bitterer beweinte; denn ein gegenseitiger und tiefer Schmerz und ein gleiches Schicksal hatten zwischen diesen beiden jungen Leuten, Trümmern zweier berühmten Familien, eine gegenseitige starke Freundschaft erzeugt. Emilio konnte sich nicht enthalten, an die Tage zu denken, da der Palast Memmi aus allen seinen Fenstern Licht ausspie, und von den weit hin über das adriatische Meer getragenen Tönen der Musik wiederhallte; da man Hunderte von Gondeln an seinen Pfählen angebunden sahe; da man auf seiner von den Fluthen bespülten Freitreppe haufenweise die eleganten Masken und Würdenträger

der Republik sahe; da seine Galerien und seine Salons durch eine so intriguirte und intriguante Gesellschaft bereichert waren; da der große Festsaal, mit lachenden Tafeln besetzt, und seine Galerien mit dem luftigen Umkreise, voll Musik, ganz Venedig auf den von Lachen wiederhallenden Treppen hin und hergehend, zu enthalten schien. Der Meißel der besten Künstler hatte von Jahrhundert zu Jahrhundert die Bronze sculptirt, welche damals die langhalsigen oder bäuchigen, in China gekauften Vasen trug, sowie die der tausendkerzigen Kandelaber; jedes Land hatte seinen Antheil zu dem Luxus geliefert, welcher die Wände und Decken schmückte. Jetzt schwiegen und weinten die ihrer schönen Behänge beraubten Wände und die düstern Plafonds; kein türkischer Teppich mehr, keine mit Blumen umwundenen Lustres mehr, keine Statuen mehr, keine Gemälde mehr, keine Freude, kein Geld mehr, dieses große Vehikel der Freude! Venedig, dieses London des Mittelalters, sank Stein für Stein, Mann für Mann. Das unheimliche Grün, welches das Meer am Fuße der Paläste unterhält und pflegt, war damals in den Augen des Fürsten wie eine schwarze Franse, welche die Natur als Zeichen des Todes daran setzte. Endlich war, wie ein Rabe auf einen Leichnam, ein englischer Dichter auf Venedig herabgeschossen, um ihm in lyrischer Poesie — dieser ersten und letzten Sprache der Poesie — die Stanzen eines De Profundis vorzukrächzen! Englische Poesie einer Stadt an die Stirn geworfen, welche die italienische Poesie erzeugt hatte! Armes Venedig! Man urtheile, wie groß das Erstaunen eines in solche Gedanken versunkenen Jünglings in dem Momente sein mußte, da der alte Carmagnola ausrief: „Durchlauchtigster, der Palast brennt, oder die alten Dogen

sind dahin zurückgekehrt! Sehen Sie das Licht in den Fenstern der obern Galerie!"

Der Fürst Emilio glaubte, sein Traum sei durch einen Schlag mit der Zauberruthe verwirklicht worden. Bei der sinkenden Nacht konnte der alte Gondolier, seine Gondel bei der ersten Stufe anhaltend, seinen jungen Herrn ans Land setzen, ohne daß er von einem der Arbeiter, die im Palaste beschäftigt waren, und von denen einige auf der Freitreppe herumsummten, wie Bienen vor dem Eingange in einen Bienenstock, bemerkt wurde. Emilio schlüpfte unter das ungeheure Peristyl, wo sich eine der schönsten Treppen Venedigs enthüllte, und schritt leicht darauf hin, um die Ursache dieses sonderbaren Abenteuers kennen zu lernen. Unzählige Arbeiter beeilten sich, das Ameublement und die Decoration seines Palastes zu vollenden. Die erste Etage, des alten Glanzes Venedigs würdig, zeigte Emilio's Blicken die schönen Dinge, von denen er einen Moment vorher träumte. Die Fee hatte sie auf das Geschmackvollste vertheilt. Ein Glanz, würdig eines königlichen Emporkömmlings, zeigte sich in den geringsten Kleinigkeiten. Emilio ging umher, ohne daß ihm Jemand ein Wort sagte, und Ueberraschung folgte auf Ueberraschung. Begierig zu sehen, wie es in der zweiten Etage aussehen möchte, begab er sich dahin und fand das Meublement daselbst fertig. Die Unbekannten, von dem Zauberer beauftragt, die Wunder der Tausend und Eine Nacht zu Gunsten eines armen italienischen Fürsten zu erneuern, ersetzten einige geringe, in den ersten Momenten herbeigebrachte Meubles. Der Fürst Emilio kam in das Schlafzimmer, das ihn anlächelte, wie eine Muschel, welcher Venus entstiegen; es war so köstlich schön, so aufgeputzt,

so coquett, so voll des ausgesuchtesten Schmuckes, daß er sich in ein Ruhebett von vergoldetem Holze versenkte, vor welchem man das leckerste, kalte Souper servirt hatte. Ohne weitere Umstände fing er an zu essen.

„Ich wüßte in der Welt keinen Andern, der die Idee dieses Festes gehabt haben könnte, wie Massimilla. Sie hat gewußt, daß ich Fürst bin, der Herzog von Cataneo ist vielleicht gestorben, hat ihr seine Güter nachgelassen, sie ist nun zwei Mal reicher, sie wird mich heirathen und — Und er aß, daß ihn ein reicher Millionair, der seinen Appetit gesehen, gehaßt haben würde, und er trank in Strömen den vortrefflichsten Portwein. — „Jetzt erkläre ich mir die schelmische Miene, welche sie annahm, als sie mir sagte: Heute Abend! Sie kommt vielleicht, um mich zu entheren. Welch' ein herrliches Bett, und welche niedliche Lanterne in diesem Bette! Idee einer Florentinerin!"

Man trifft manche reiche Organisationen, auf welche das höchste Glück oder das äußerste Unglück eine einschläfernde Wirkung hat. Auf einen Jüngling, der mächtig genug ist, eine Geliebte so zu idealisiren, daß er darin nicht mehr eine Frau sieht, mußte die plötzliche Ankunft des Glückes die Wirkung einer Dosis Opium haben. Als der Fürst die Flasche Portwein ausgetrunken, die Hälfte eines Fisches und einige Stücke von einer französischen Pastete gegessen, fühlte er das heftigste Verlangen, sich zur Ruhe zu begeben. Vielleicht erlag er in einer doppelten Trunkenheit! Er nahm selbst die Decke ab, machte das Bett zurecht, entkleidete sich in einem niedlichen Putzcabinette und legte sich nieder, um über sein Schicksal nachzudenken.

„Ich habe den armen Carmagnola vergessen; aber

mein Koch und mein Kellermeister werden schon für ihn sorgen."

In diesem Momente kam ein Kammermädchen gehüpft und trällerte eine Arie aus dem Barbier von Sevilla. Es warf Frauenkleidung, einen ganzen Nachtanzug auf einen Stuhl und sagte: „Da kommen sie schon zurück!" Einige Augenblicke nachher kam wirklich eine junge, französisch gekleidete Frau, die man für das Original irgend eines englischen, für ein Forget me not, eine schöne Gesellschaft, oder ein Book of Beauty erfundenen, phantastischen Kupferstiches hätte halten können. Der Prinz schauderte vor Furcht und Vergnügen, denn er liebte Massimilla, wie man weiß. Trotz dieser Liebestreue nun, die ihn verzehrte und die ehemals den Spaniern Gemälde, den Italienern Madonnen, dem Michel Angelo Statuen, dem Ghiberti die Thüren des Baptisteriums einflößte, umgarnte ihn die Wollust mit ihren Netzen, und die Begierde beunruhigte ihn, ohne in sein Herz die warme ätherische Essenz auszuschütten, welche ein Blick oder das leiseste Wort der Cataneo in ihn hineingoß. Seine Seele, sein Herz, seine Vernunft, alle sein Wollen lehnten sich gegen die Untreue auf; aber die thierische, launenhafte Untreue beherrschte sein Herz. Diese Frau kam nicht allein. Der Fürst gewahrte eine jener Personen, an die Niemand glauben will, sobald man sie aus dem wirklichen Zustande, in welchem wir sie bewundern, in den phantastischen Zustand einer mehr oder minder buchstäblichen Beschreibung übergehen läßt. Wie die fast aller Neapolitaner, so hatte auch die Kleidung dieses Mannes fünf Farben: sein Pantalon war olivenfarbig, an seiner rothen Weste funkelten goldene Knöpfe, sein Rock spielte ins Grüne,

und seine Wäsche grenzte an das Gelbe. Dieser Mann schien es so recht darauf angelegt zu haben, den Neapolitaner zu rechtfertigen, den Gerolame stets auf seinem Marionettentheater auftreten läßt. Seine Augen schienen von Glas zu sein. Seine Nase, wie ein Treffle-As geformt, sprang abscheulich hervor. Diese Nase bedeckte übrigens ein Loch, das man, um den Menschen nicht zu beleidigen, unmöglich einen Mund nennen konnte, und worin sich drei oder vier weiße, bewegliche Hauer befanden, die von selbst gegen einander stießen. Seine Ohren beugten sich unter ihrem eigenen Gewichte und gaben ihm eine sonderbare Aehnlichkeit mit einem Hunde. Sein Teint, von dem man vermuthen konnte, er enthalte mehrere, nach Vorschrift irgend eines Hippokrates in sein Blut infundirte Metalle, neigte sich dem Schwarzen zu. Seine spitzige, von platten, dünnen, gleich Fäden geblasenen Glases herabfallenden Haaren schlecht verborgene Stirn, krönte mit röthlichen Runzeln sein Abcschützengesicht. Endlich hatte er, obgleich mager und mittelmäßig groß, lange Arme und breite Schultern. Trotz dieser Abscheulichkeiten fehlte es diesem Manne, den man für einen Siebziger gehalten haben würde, nicht an einer gewissen cyklopischen Majestät; er hatte aristokratische Manieren und im Blicke die Zuversichtlichkeit des Reichen. Jeder, der das Herz gehabt hätte, ihn zu beobachten, würde seine Geschichte durch die Leidenschaften auf diesen kothig gewordenen adeligen Ton geschrieben gesehen haben. Er würde den vornehmen Herrn geahnet haben, der, von Jugend an reich, seinen Körper der Ausschweifung verkauft hatte, um übermäßige Genüsse von ihr zu bekommen. Die Ausschweifung hatte das menschliche Geschöpf vernichtet und sich ein anderes, nach seinem Gebrauche, da-

von gemacht. Tausende von Flaschen waren unter dem bepurpurten Brückenjoche dieser grotesken Nase durchgegangen und hatten ihre Hefen auf den Lippen zurückgelassen. Lange und ermüdende Verdauungen hatten die Zähne weggenommen. Die Augen waren bei dem Lichte der Spieltische blöde geworden. Das Blut war mit unreinen Principien angefüllt, welche das Nervensystem alterirt hatten. Das Spiel der Verdauungskräfte hatte den Verstand absorbirt, und die Liebe hatte das glänzende Haar des Jünglings verdünnt. Wie ein gieriger Erbe hatte jedes Laster seinen Antheil an dem noch lebenden Leichname bezeichnet. Wenn man die Natur beobachtet, so findet man darin die Scherze einer höhern Ironie; sie hat z. B. die Kröten neben die Blumen gesetzt, wie dieser Herzog neben dieser Rose war.

„Werden Sie heute Abend auf der Violine spielen, mein lieber Herzog?“ sagte die Frau, indem sie das Band losmachte und einen prächtigen Vorhang vor die Thür fallen ließ.

„Auf der Violine spielen? Was will sie damit sagen?“ sprach Fürst Emilio. „Was hat man aus meinem Palaste gemacht? Wache ich? Ich liege in dem Bette dieser Frau! Sie denkt, sie ist zu Hause, sie ziehet ihren Mantel aus. Habe ich denn, wie Vendramini, Opium geraucht und bin ich mitten in einem der Träume, in denen er Venedig siehet, wie es vor dreihundert Jahren war?“

Vor ihrer kerzenerleuchteten Toilette sitzend, legte die Unbekannte mit der ruhigsten Miene von der Welt ihren Putz ab.

„Klingeln Sie der Julie, mein Lieber, ich möchte mich gern auskleiden.“

In diesem Momente bemerkte der Herzog, daß das Souper angegriffen war, blickte in die Kammer und sahe das Beinkleid des Fürsten auf einem Stuhle vor dem Bette liegen.

„Ich werde nicht schellen, Clarina!“ rief der Herzog wüthend mit seiner dünnen Stimme. „Ich werde auch nicht auf der Violine spielen, weder heute Abend, noch morgen, noch jemals. —“

„Ta, ta, ta, ta,“ sang die Clarina in einem Tone, indem sie mit der Geschwindigkeit einer Nachtigall stets von einer Octave zur andern überging.

„Trotz dieser Stimme, welche die heilige Clara, Deine Schutzpatronin, eifersüchtig und den Christus verliebt machen könnte, ist die Frau Schelmin doch ein wenig zu unverschämt.“

„Sie haben mich nicht erzogen, solche Worte anzuhören,“ antwortete sie mit Stolz.

„Habe ich Sie gelehrt, einen Mann in Ihrem Bette zu haben? Sie verdienen weder meine Wohlthaten, noch meinen Haß.“

„Ein Mann in meinem Bette?“ rief Clarina, sich hastig umdrehend.

„Und der so ganz vertraulich, wie wenn er zu Hause wäre, unser Souper verzehrt hat,“ entgegnete der Herzog.

„Nun bin ich denn nicht zu Hause? Ich bin der Fürst von Vareso, dieser Palast gehört mir!“ rief Emilio.

Bei diesen Worten richtete sich Emilio im Bette auf und zeigte seinen edeln, venetianischen Kopf mitten in den prächtigen Draperien des Bettes. Zuerst lachte Clarina so närrisch, wie es junge Mädchen thun, wenn sie auf irgend

etwas Komisches stoßen, woran sie gar nicht gedacht. Dieses Lachen hatte aber ein Ende, als sie den Jüngling bemerkte, der, wir müssen es gestehen, zwar sehr schön, aber nur wenig bekleidet war. Dieselbe Wuth, welche den Emilio peinigte, ergriff auch sie, und da sie Niemanden liebte, so zügelte kein Grund ihre Phantasie als überraschte Sicilianerin.

„Wenn dies auch der Palast Memmi ist, so werden Ihre Hoheit doch die Gefälligkeit haben, denselben zu verlassen,“ sprach der Herzog mit der kalten, ironischen Miene des häßlichen Mannes. „Ich bin hier zu Hause. —“

„Hören Sie, Herr Herzog, der Sie in meinem Zimmer sind, und nicht in dem Ihrigen,“ sprach Clarina, aus ihrer Lethargie erwachend; „wenn Sie Verdacht gegen meine Tugend hegen, so lassen Sie mir, ich bitte darum, die Früchte meines Verbrechens.“

„Verdacht! Sage nur Gewißheit, meine Kleine.“

„Ich schwöre es Ihnen zu, ich bin unschuldig!“ sagte Clarina.

„Aber was sehe ich denn da in diesem Bette?“ rief der Herzog.

„O, alter Hexenmeister, wenn Du das, was Du siehest, mehr glaubst, wie das, was ich Dir sage, so liebst Du mich nicht! Fort, und peinige meine Ohren nicht länger! Verstehen Sie mich? Entfernen Sie sich, Herr Herzog! Dieser junge Fürst wird Ihnen, wenn Sie es wollen, die Million wiedergeben, die ich Ihnen koste.“

„Ich werde nichts wiedergeben,“ sprach Emilio ganz leise.

„Wir haben nichts wiederzugeben; eine Million dafür

daß man die Clara Tinti hat, wenn man so häßlich ist, ist nur eine Kleinigkeit. Geschwind, fort!“ sprach sie zum Herzoge. „Sie haben mich verabschiedet und ich verabschiede Sie wieder, folglich sind wir quitt mit einander.“

Auf eine Geberde des alten Herzogs, der diesem, in einer der Rolle der Semiramis, welche der Tinti ihren ungeheuern Ruf verschafft hatte, würdigen Attitüde gegebenen Befehle sich widersetzen zu wollen schien, stürzte sich die Primadonna auf den alten Pavian und warf ihn aus der Thür.

„Wenn Sie mich heute Abend nicht in Ruhe lassen, so werden wir uns nie wieder sehen; mein Nie gilt mehr, wi das Ihrige,“ sprach sie zu ihm.

„In Ruhe!“ versetzte der Herzog mit bitterm Lachen. „Mein theures Idol, es scheint, ich lasse Sie in Unruhe zurück.“

Der Herzog entfernte sich. Diese Erbärmlichkeit überraschte den Emilio nicht. Alle, die sich an einen besondern Geschmack gewöhnt, den sie unter allen Wirkungen der Liebe ausgewählt und der mit ihrer Natur übereinstimmt, wissen, daß keine Betrachtung einen Menschen aufhält, dem seine Leidenschaft zur Gewohnheit geworden ist. Wie ein junges Reh sprang die Tinti von der Thür zum Bette hin.

„Fürst, arm, jung und schön, doch es ist ein Feenmärchen,“ sprach sie.

Die Sicilianerin setzte sich auf das Bett mit einer Grazie, welche an das naive Sichgehenlassen, an das Hingeben der Pflanze an die Sonne, oder an die lustige Walzerbewegung erinnerte, mit welcher die Zweige sich dem Winde hingeben. Indem sie die Haken ihres Kleides losmachte, fing sie an zu singen, nicht mehr mit der für den Beifall

des Theaters la Fenice bestimmten Stimme, sondern mit einer durch die Begierde gestörten Stimme. Ihr Gesang war ein frischer Wind, welcher dem Herzen die Schmeicheleien der Liebe brachte. Verstohlen blickte sie eben so den Emilio an, der eben so verwirrt war wie sie; denn dies Theatermädchen hatte nicht mehr die Kühnheit, welche ihre Augen, ihre Geberden und ihre Stimme belebten, als sie den Herzog verabschiedete — nein, sie war demüthig wie die verliebte Buhlerin.

Um sich ein Bild von der Tinti zu machen, müßte man eine der besten französischen Sängerinnen bei ihrem Debüt in **il Fazzoletto**, einer Oper von Garcia, welche die Italiener damals in der Straße Louvois spielten, gesehen haben. Sie war so schön, daß ein armer Garde du Corps, der es nicht dahin hatte bringen können, daß er erhört wurde, sich vor Verzweiflung das Leben nahm. Die Primadonna der Fenice zeigte dieselbe Feinheit des Ausdrucks, dieselbe Eleganz der Formen, dieselbe Jugend; aber sie hatte Ueberfluß an jener warmen Farbe Siciliens, welche ihre Schönheit vergoldete; auch war ihre Stimme voller, und sie besaß außerdem jenes erhabene Ansehen, das die Umrisse der italienischen Frauen auszeichnet. Die Tinti, deren Name so viel Aehnlichkeit mit dem hat, den sich die französische Sängerin schmiedete, war siebzehn Jahre alt. Emilio, der arme Fürst, war dreiundzwanzig Jahre. Welche schelmische Hand hatte sich das Vergnügen gemacht, das Feuer so nahe bei das Pulver zu werfen? Ein durchbalsamtes, mit Incarnadinseide bekleidetes, von Kerzen flimmerndes Zimmer, ein Spitzenbett, ein stiller Palast, Venedig, zwei junge Leute, zwei Schönheiten! aller Prunk vereinigt.

Emilio nahm sein Beinkleid, sprang aus dem Bette, rettete sich in das Putzcabinet, kleidete sich wieder an, kam zurück und ging schnell auf die Thür zu. Folgendes hatte er während des Ankleidens zu sich selbst gesagt:

„Massimilla, theure Tochter der Doni, bei denen sich die Schönheit Italiens erblich erhalten, Du, die das Bildniß Margarethens, eines der seltenen, gänzlich von Raphael zu seinem Ruhme gemalten Gemälde, nicht Lügen strafst, meine schöne, meine heilige Geliebte — werde ich Dich nicht verdienen, wenn ich mich aus diesem blumichten Schlunde rette? Würde ich Deiner würdig sein, wenn ich ein Dir ganz zugehöriges Herz entweihete? Nein, ich will nicht in die gemeine Schlinge fallen, die mir meine empörten Sinne legen. Für dieses Mädchen der Herzog, für mich die Herzogin!"

In dem Momente, da er den Thürvorhang aufhob, hörte er einen Seufzer. Der heroische Liebhaber drehete sich um und sahe die Tinti, welche, das Gesicht auf dem Bette, in Schluchzen erstickte. Sollte man's glauben? Sie war viel schöner auf den Knieen, das Gesicht verborgen, als verwirrt und das Gesicht funkelnd. Ihr aufgelösetes, auf ihre Schultern herabwallendes Haar, ihre Magdalenenhaltung, die Unordnung ibrer Kleider, Alles war von dem Teufel, der bekanntlich ein großer Colorist ist, angestellt worden. Der Fürst faßte diese arme Tinti um den Leib; aber sie entschlüpfte ihm wie eine Schlange und wand sich um einen seiner Füße, den sie mit ihren herrlichen Fleischarmen sanft drückte.

„Wirst Du mir erklären," sprach er, den Fuß schüttelnd, um ihn von dem Mädchen los zu machen, „wie Du

in meinen Palast gekommen bist? Wie der arme Emilio Memmi —"

„Emilio Memmi!" rief die Tinti, aufstehend; „Du nanntest Dich Fürst."

„Fürst seit gestern."

„Du liebst die Cataneo!" sprach die Tinti, ihn mit den Augen messend.

Der arme Emilio blieb stumm, als er die arme Primadonna mitten unter ihren Thränen lächeln sahe.

„Ew. Hoheit wissen nicht, daß derjenige, welcher mich für das Theater erzogen hat, daß dieser Herzog Cataneo selbst ist. Ihr Freund Vendramini glaubte Ihnen gefällig zu sein, und hat deßhalb für die Dauer meines Engagements am Theater la Fenice diesen Palast vermiethet, und zwar für tausend Thaler. Theures Idol meines Verlangens," sprach sie zu ihm, seine Hand ergreifend und ihn an sich ziehend, „warum fliehest Du diejenige, um deren Besitz sich viele Leute die Hälse brechen würden? Die Liebe, siehest Du, wird immer Liebe bleiben. Sie ist überall sich gleich, sie ist gleichsam die Sonne unsrer Seele, man wärmt sich allenthalben, wo sie glänzt, und wir sind hier im vollen Mittage. Wenn Du morgen nicht zufrieden bist, so tödte mich! Aber ich werde leben, denn ich bin jung und schön."

Emilio beschloß zu bleiben. Als er durch ein Kopfnicken eingewilligt, so schien der Tinti freudige Bewegung durch einen der Hölle entströmten Schein erhellt zu sein. Nie hatte in seinen Augen die Liebe einen grandiosern Ausdruck angenommen. In diesem Augenblicke pfiff Carmagnola sehr stark.

„Was mag er von mir wollen?“ sprach der Prinz bei sich.

Von der Liebe besiegt, hörte Emilio nicht auf das wiederholte Pfeifen Carmagnola's.

Wer nicht die Schweiz bereiset hat, wird diese Schilderung vielleicht mit Vergnügen lesen, und wer dort herumgeklettert ist, wird sich an jene Gegenden nicht ohne Rührung erinnern. In jenem herrlichen Lande, im Schooße eines durch ein Thal in zwei Hälften gespaltenen Felsens, ein breiter Weg, wie der Gang von Neuilly nach Paris, aber einige hundert Klafter lang ausgehöhlt und von Schluften durchzogen, findet sich ein Strom, vom St. Gotthard oder vom Simplon, oder von irgend einem Alpengipfel herabgefallen, der eine ungeheure, ich weiß nicht wie viel Klafter tiefe, breite und lange Grube findet, die mit schartigen Granitblöcken eingefaßt ist, auf denen man Wiesen siehet, zwischen denen Tannen, riesige Erlen emporschießen, und wo sich auch Erdbeeren und Veilchen finden; bisweilen findet man eine Sennhütte, an deren Fenstern sich eine blonde Schweizerin zeigt; je nach dem Anblicke des Himmels ist das Wasser dieses Brunnens blau oder grün, aber blau wie ein Sapphyr, grün wie ein Smaragd; nun, nichts in der Welt zeigt dem unbekümmertsten Reisenden, dem eiligsten und eifrigsten Diplomaten, dem gutmüthigsten Gewürzkrämer die Ideen der Tiefe, der Ruhe, der Unermeßlichkeit, himmlischer Zuneigung, ewigen Glückes so, wie dieser flüssige Diamant, in welchem der von dem höchsten Alpen herabgekommene Schnee als klares Wasser in einer natürlichen, unter Bäumen versteckten, in den Felsen gehöhlten Rinne dahin fließt, und woraus es geräuschlos durch eine Spalte entschlüpft.

Das Wasser über dem Schlunde gleitet so sanft dahin, daß man auf der Oberfläche, worauf sich beim Vorbeifahren der Wagen abspiegelt, keine Bewegung bemerkt; jetzt aber werden die Pferde mit der Peitsche angetrieben; man wendet um einen Felsen, man gelangt auf eine Brücke; plötzlich brüllt ein furchtbares Concert von Kaskaden, die über einander herstürzen; der wüthende Strom bricht sich in zwanzig Stürzen auf tausend großen Kieseln; er funkelt in hundert Garben gegen einen Felsen, der oben von der das Thal beherrschenden Gebirgskette gerade mitten in diese von dem salpetersauren Wasserstoffe, der respectabelsten aller lebendigen Kräfte, gebieterisch gebahnten Weg herabgefallen ist.

Denkt man sich diese Landschaft recht lebhaft, so hat man in diesem ruhigen Wasser ein Bild der Liebe Emilio's zu der Herzogin, und in den, wie eine Heerde Schafe hüpfenden Kaskaden ein Bild von seiner verliebten Nacht mit der Tinti. Mitten aus diesen Liebesströmen erhob sich ein Felsen, an dem sich die Liebe brach. Der Fürst war, wie Sisyphus, immer unter dem Felsen.

„Was macht denn der Herzog Cataneo mit seiner Violine?“ sprach er zu sich. „Verdanke ich ihm diese Symphonie?“

Er fragte die Tinti.

„Liebes Kind“ — denn sie hatte gefunden, daß der Fürst noch ein Kind war — „liebes Kind, dieser Mann, der in dem Sprengel des Lasters hundertundachtzehn Jahr alt ist, ist nach dem Kirchenbuche nur siebenundvierzig und hat in der Welt nur noch einen einzigen und letzten Genuß, durch welchen er das Leben fühlt. Ja, alle Saiten sind zerrissen, alles an ihm ist Ruin und Fetzen. Die Seele, der Verstand,

das Herz, die Nerven, Alles, was bei einem Menschen einen Aufschwung erzeugt und ihn durch das Verlangen oder das Feuer des Vergnügens an den Himmel knüpft, hängt nicht sowohl von der Musik, als von einer der unzähligen Wirkungen der Musik, von einem vollkommenen Accorde zwischen zwei Stimmen, oder von einer Stimme und der Quinte seiner Violine ab. Der alte Pavian setzt sich zu mir, nimmt seine Violine, die er ziemlich gut spielt, und entlockt ihr Töne, die ich nachzumachen suche, und, wenn der lang gesuchte Moment kommt, da es unmöglich ist, in der Masse des Gesanges den Ton der Violine, die Note, die aus meiner Kehle gekommen ist, zu unterscheiden, so fällt dieser Greis in Ekstase, seine todten Augen werfen ihr letztes Feuer, er ist glücklich, er wälzt sich auf der Erde wie ein trunkener Mensch. Deßhalb hat er auch den Genovese so theuer bezahlt, denn er ist der einzige Tenorist, der bisweilen mit dem Klange meiner Stimme zusammentrifft. Wir nähern uns einander an einem Abende entweder wirklich einige Male, oder der Herzog bildet es sich ein; dieses eingebildeten Vergnügens wegen hat er Genovese bei sich behalten; Genovese gehört ihm. Kein Theaterdirector darf ihn ohne mich, oder mich ohne ihn singen lassen. Der Herzog hat mich zur Befriedigung dieser Laune erzogen, ich verdanke ihm mein Talent, meine Schönheit, ohne Zweifel mein Glück. Er wird während irgend eines Angriffes des vollkommenen Accordes sterben. Der Sinn des Gehörs ist der einzige, der im Schiffbruche seiner Kräfte leben geblieben ist; durch diesen Faden hängt er noch am Leben. Aus diesem verfaulten Stamme treibt ein kräftiger Schuß empor. Man hat mir gesagt, daß sich viele Männer in dieser Lage befinden.

Möge Madonna sie beschützen! Mit Dir ist's so weit noch nicht! Du kannst Alles, was Du willst und was ich will. Ich weiß es.

Gegen Morgen ging Fürst Emilio leise aus dem Zimmer und fand den Carmagnola quer vor der Thür liegen.

„Hoheit," sprach der Gondolier, „die Herzogin hatte mir befohlen, Ihnen dieses Billet zu übergeben."

Er reichte seinem Herrn ein niedliches, dreieckig eingeschlagenes Papier. Der Fürst fühlte sich einer Ohnmacht nahe, ging ins Zimmer zurück und sank auf ein Ruhebett, denn seine Augen trübten sich, seine Hände zitterten, als er Folgendes las:

„Theurer Emilio!"

„Ihre Gondel hat an Ihrem Palaste angelegt, Sie wissen also nicht, daß ihn Cataneo für die Tinti gemiethet hat. Wenn Sie mich lieben, so gehen Sie heute Abend zu Vendramini, der, wie er mir gesagt, in seiner Wohnung ein Zimmer für Sie eingerichtet hat. Was soll ich thun? Soll ich in Gegenwart meines Mannes und seiner Sängerin in Venedig bleiben? Sollen wir mit einander nach dem Friaul zurückreisen? Antworten Sie mir durch ein Wort, wäre es auch nur, um mir zu sagen, welchen Brief Sie in die Lagune geworfen haben."

Massimilla Doni."

Die Schrift und der Geruch des Papiers weckten in des jungen Venetianers Seele tausend Erinnerungen. Die Sonne der einzigen Liebe warf ihr helles Licht auf die blaue, aus der Ferne gekommene, in dem bodenlosen Abgrunde an-

gehäufte Welle, die wie ein Stern funkelte. Das edele Kind konnte die seinen Augen entströmenden Thränen nicht zurückhalten; denn in der Mattigkeit, in welche ihn die Ermüdung der gesättigten Sinne versetzt hatte, war er kraftlos gegen den Angriff dieser reinen Göttin. Die Clarina hörte ihn in ihrem Schlafe weinen, sie richtete sich im Bette auf, sah ihren Fürsten in der Attitüde des Schmerzes, stürzte sich zu seinen Knieen und umarmte sie.

„Man wartet immer noch auf Antwort," sagte Carmagnola, den Thürvorhang aufhebend.

„Verruchte, Du hast mich zu Grunde gerichtet!" rief Emilio, welcher aufstand, und die Tinti mit dem Fuße zurückschob.

Sie umklammerte ihn aber mit solcher Liebe, indem sie durch einen Blick — einen Blick der weinenden Samaritanerin — um eine Erklärung bat, daß Emilio, wüthend, sich noch in dieser Leidenschaft, die ihn zu Falle gebracht, verwickelt zu sehen, ihr einen heftigen Fußtritt versetzte.

„Du hast mir gesagt, Du wolltest Dich tödten, stirb, giftiges Thier!" rief er.

Hierauf verließ er den Palast und sprang in seine Gondel.

„Rudere!" rief er dem Carmagnola zu.

„Wohin?" fragte der Alte.

„Wohin Du willst!"

Der Gondolier errieth seinen Herrn und führte ihn durch tausend Umwege in den Canareggio, vor das Thor eines wundervollen Palastes, den man bewundern wird, wenn man nach Venedig kommt; denn jeder Fremde hat seine

Gondel anhalten lassen bei dem Anblicke jener an Verzierung ganz verschiedenen Fenster mit Balcons, die wie die närrischsten Spitzen gearbeitet sind — bei dem Anblicke der in lange, schlanke, gewundene Säulchen auslaufenden Ecken; — bei dem Anblicke jener von einem so launenhaften Meißel durchbrochenen Steinschichten, daß man in den Arabesken jedes Steines nicht eine der andern ähnliche Figur findet. Wie niedlich ist das Thor und wie mysteriös der lange, gewölbte Säulengang, der zur Treppe führt! Und wer sollte nicht jene Stufen bewundern, auf welchen die verständige Kunst, für die Zeit, welche Venedig bestehen wird, einen Teppich befestigt hat, reich, wie ein türkischer Teppich, der aber aus tausendfarbigen in weißen Marmor inkrustirten Steinchen bestehet! Man wird sich freuen über die köstlichen, phantastischen Gebilde, welche die runden, wie die des Dogenpalastes vergoldeten Gewölbe schmücken, die über uns hinlaufen, so daß die Wunder der Kunst über unserm Kopfe und unter unsern Füßen sind! Welcher sanfte Schatten, welche Stille, welche Kühle! Aber auch welche ernste Würde in diesem alten Palaste, wo, dem Emilio und Vendramini, seinem Freunde, zu Gefallen, die Herzogin alte venetianische Meubles versammelt und durch geschickte Hände die Plafonds hatte wiederherstellen lassen! Hier lebte Venedig ganz wieder auf! Der Luxus war nicht allein edel, sondern auch lehrreich. Der Archäologe hätte daselbst die Muster des Schönen gefunden, wie es das Mittelalter, das seine Beispiele aus Venedig nahm, erzeugte. Man sahe sowohl die ersten bretternen, mit goldenen Blumen auf colorirtem Grunde bedeckten, als auch die Plafonds von vergoldeten Stucks, die in jedem Winkel eine Scene von mehreren Personen und n

der Mitte die schönsten Fresken zeigten — diese so kostspielige Art der Malerei, daß das Louvre nicht zwei solche Gemälde besitzt und der Prunk Ludwigs XIV. von solcher Verschwendung für Versailles zurücktrat. Ueberall hatten Marmor, Holz und Stoffe als Materialien zu kostbaren Arbeiten gedient. Emilio stieß eine Thür von sculptirtem Eichenholze auf, durchschritt jene lange Galerie, welche in jeder Etage der Paläste Venedigs dahinläuft, und kam an eine andere Thür, die ihm wohlbekannt war und Herzklopfen verursachte. Bei seinem Anblicke kam die Gesellschaftsdame aus einem großen Salon und ließ ihn in ein Arbeitscabinet eintreten, wo er die Herzogin vor einer Madonna knieend fand. Er kam, um sich anzuklagen und Verzeihung zu erbitten; die betende Massimilla wandelte ihn um. Er und Gott, nichts Anderes in diesem Herzen! Die Herzogin stand auf und reichte ihm die Hand, aber er nahm sie nicht.

„Giavbattista hat Sie also gestern nicht angetroffen?“ fragte sie.

„Nein!“ entgegnete er.

„Dieser Unfall hat mir eine schreckliche Nacht verursacht; ich fürchtete so sehr, sie möchten dem Herzoge, dessen Schlechtigkeit mir bekannt ist, begegnen! Welche Idee hat Vendramini gehabt, als er Ihren Palast an ihn vermiethete?“

„Eine gute Idee, Milla; denn Dein Fürst ist sehr wenig begütert.“

Massimilla war so schön durch ihr Vertrauen, so herrlich durch ihre Schönheit, so beruhigt durch Emilio's Gegenwart, daß der Fürst, in diesem Momente völlig erwacht, die Sensationen jenes grausamen Traumes empfand, der

die lebhaften Phantasien quält, und in welchem sich der Träumer, nachdem er auf einen Ball voll geputzter Frauen gekommen, plötzlich nackt, ohne Hemde siehet; Scham und Furcht peitschen ihn um die Wette, und das Erwachen allein befreiet ihn von seiner Angst. Eben so fand sich Emilio's Seele in Gegenwart seiner Geliebten. Bis jetzt war sie mit den schönsten Blüthen der Empfindung bekleidet gewesen, die Ausschweifung hatte sie in einen gemeinen Zustand versetzt, und er allein wußte dies; denn die schöne Florentinerin hielt ihre Liebe für so tugendhaft, daß der von ihr geliebte Mann unfähig sein mußte, sich mit dem geringsten Schmutzflecke zu besudeln. Da Emilio ihre Hand nicht angenommen, so stand sie auf, um mit ihren Fingern in den Haaren zu spielen, welche die Tinti geküßt hatte. Sie fand Emilio's Hand feucht und seine Stirn naß.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie mit zärtlich flötender Stimme.

„Erst in diesem Augenblicke habe ich die ganze Tiefe meiner Liebe erkannt,“ entgegnete Emilio.

„Nun, theures Idol, was willst Du?“ fuhr sie fort.

Bei diesen Worten zog sich Emilio's ganzes Leben in sein Herz zurück.

„Was habe ich gethan, um Sie zu dieser Frage zu bringen?“

„Welchen Brief hast Du denn in die Lagune geworfen, Emilio?“

„Den Brief Vendramini's, den ich nicht zu Ende gelesen, sonst wäre ich in meinem Palaste nicht mit dem Herzoge zusammengetroffen, denn er würde mir dessen Geschichte erzählt haben.“

Massimilla erbleichte; aber ein Wink Emilio's beruhigte sie wieder.

„Bleibe den ganzen Tag bei mir, wir wollen mit einander in's Theater gehen und nicht nach dem Friaul reisen; denn Deine Gegenwart wird mich die des Cataneo ohne Zweifel ertragen machen,“ versetzte sie.

Obgleich dies für die Seele des Liebhabers eine fortdauernde Qual sein mußte, so willigte er doch mit anscheinender Freude ein. Wenn etwas eine Idee von dem geben kann, was die Verdammten empfinden werden, wenn sie sich Gottes so unwürdig sehen, so ist dies gewiß der Zustand eines noch reinen Jünglings in Gegenwart einer verehrten Geliebten, wenn er auf seinen Lippen den Geschmack einer begangenen Untreue fühlt und in das Heiligthum der geliebten Gottheit die verpestete Atmosphäre einer Buhlerin bringt. Baader, welcher in seinen Vorlesungen die himmlischen Dinge durch erotische Vergleichungen erklärte, hatte wahrscheinlich, wie die katholischen Schriftsteller, die große Aehnlichkeit bemerkt, welche sich zwischen der menschlichen Liebe und der Liebe des Himmels findet. Diese Leiden verbreiteten eine Tinte der Melancholie über die Freuden, welche der Venetianer bei seiner Geliebten genoß. Die Seele einer Frau ist unglaublich geschickt dazu, sich mit den Gefühlen zu harmoniren; sie färbt sich mit der Farbe, sie vibrirt von der Note, welche ein Geliebter bringt; die Herzogin ward also auch nachdenklich. Der aufreizende Geschmack, den das Salz der Coquetterie entzündet, ist weit entfernt, die Liebe so in Thätigkeit zu setzen, wie die sanfte Gleichförmigkeit der Regungen. Die Anstrengungen der Coquetterie zeigen zu sehr eine Trennung an, und diese, obgleich nur momen-

tan, mißfällt, während jene sympathetische Theilung eine dauernde Verschmelzung der Seelen anzeigt. Der arme Emilio ward daher durch die stille Ahnung gerührt, welche die Herzogin einen ihr unbekannten Fehltritt beweinen machte. Die Herzogin, welche sich von der sinnlichen Seite der Liebe unangefochten sahe, konnte liebkosend sein; sie entfaltete mit Kühnheit und Vertrauen ihre Engelsseele; sie zeigte dieselbe nackt, wie in dieser teufelischen Nacht die hitzige Tinti ihren Körper mit den weichen, üppigen Contouren, mit dem geschmeidigen, runden Fleische gezeigt. In den Augen Emilio's stand gleichsam ein Lanzenbrechen zwischen der heiligen Liebe dieser weißen Seele und der Liebe der nervigen, hitzigen Sicilianerin Statt.

Dieser Tag ward also auf lange, nach tiefen Betrachtungen gewechselte Blicke verwendet. Jeder der Beiden prüfte seine eigene Zärtlichkeit und fand sie endlos, eine Sicherheit, die ihnen süße Worte eingab. Die Schamhaftigkeit, die in einem Momente der Vergessenheit mit dem Amor die Coquetterie erzeugte, würde es, wenn sie diese beiden Liebenden gesehen, nicht nöthig gehabt haben, die Hand vor die Augen zu halten. Die ganze Wollust, das höchste Vergnügen, das sich Massimilla gönnte, bestand darin, daß sie Emilio's Kopf an ihren Busen drückte und es wagte, bisweilen ihre Lippen auf die seinigen zu drücken, aber wie der Vogel seinen Schnabel in das klare Wasser einer Quelle taucht, indem er schüchtern umherblickt, ob er gesehen wird. Ihre Denkkraft entwickelte diesen Kuß, wie ein Musiker ein Thema durch die unendlichen Töne der Musik ausdrückt, und er erzeugte in ihnen stürmische, brausende Wiederhalle, die sie in einen fieberhaften Zustand versetzten. Die Idee

wird gewiß stets heftiger sein, als die That, sonst würde das Verlangen weniger schön sein, wie das Vergnügen, und es ist doch mächtiger, es erzeugt dasselbe. Sie waren daher ganz glücklich, denn der Genuß des Glückes wird stets das Glück vermindern. Bloß im Himmel mit einander vermählt, bewunderten sich diese beiden Liebenden unter ihrer reinsten Form, unter der Form zweier im himmlischen Lichte entflammter und verbundener Seelen, ein strahlender Anblick für die Augen, welche der Glaube gerührt hat, fruchtbar besonders an unendlichen Wonnen, welche der Pinsel Raphaels, Titians, Murillos auszudrücken verstanden hat und welche diejenigen, die sie empfunden haben, beim Anblicke ihrer Compositionen wiederfinden. Müssen nicht die von der Sicilianerin verschwendeten, groben Genüsse, der materielle Beweis dieser engelgleichen Vereinigung, von höhern Geistern verschwendet, verachtet werden? Der Fürst sagte sich diese schönen Gedanken, als er sich im göttlichen Schmachten auf der frischen, weißen, schmiegsamen Brust Massimilla's, unter den lauen Strahlen ihrer Augen mit langen, glänzenden Wimpern ruhen fand, und er verlor sich in der Unendlichkeit dieser idealen Schwelgerei. In solchen Augenblicken ward Massimilla eine jener himmlischen Jungfrauen, die man im Traume siehet, die das Hahngeschrei verschwinden macht, die man aber im Schooße ihrer leuchtenden Sphäre in manchen Werken der glorreichen Maler des Himmels wieder erkennt.

Abends begaben sich die beiden Liebenden ins Theater. So ist das italienische Leben: Morgens die Liebe, Abends die Musik, Nachts der Schlaf. Wie sehr ist diese Existenz derjenigen in den Ländern vorzuziehen, wo Jeder seine Lun-

gen und seine Kräfte zum Politisiren gebraucht, ohne an sich selbst den Gang der Dinge mehr ändern zu können, als ein Sandkorn den Staub machen kann. Die Freiheit bestehet in diesen sonderbaren Ländern darin, über die öffentlichen Angelegenheiten zu schwatzen, sich selbst hüten, und sich in tausend politischen Beschäftigungen zu zerstreuen, von denen die einen noch alberner sind, wie die andern, weil sie den edeln und heiligen Egoismus, der alle großen menschlichen Dinge erzeugt, entkräften. In Venedig dagegen nimmt die Liebe und ihre tausend Bande, eine sanfte Beschäftigung mit sanften Freuden, den Tag ein. In diesem Lande ist die Liebe ein so natürliches Ding, daß die Herzogin für eine außerordentliche Frau angesehen wurde; denn ein Jeder war, trotz Emilio's heftiger Leidenschaft, von ihrer Reinheit überzeugt. Die Frauen beklagten daher aufrichtig den armen jungen Mann, den man für das Opfer der Heiligkeit derjenigen, die er liebte, hielt. Uebrigens wagte Niemand die Herzogin zu tadeln. Die Religion ist eine eben so verehrte Macht wie die Liebe. Alle Abende ward im Theater die Loge der Cataneo zuerst beäugelt, und jede Frau sagte zu ihrem Freunde, auf die Herzogin und ihren Geliebten zeigend: „Wie weit sind sie mit einander gekommen?"

Der Freund beobachtete Emilio, suchte an ihm einige Anzeichen des Glückes und fand nur den Ausdruck einer reinen und melancholischen Liebe. Wenn nun die Herren alle Logen im ganzen Saale geprüft hatten, so sprachen sie: „Die Cataneo gehört dem Emilio noch nicht!"

„Sie thut Unrecht," sprachen die jungen Frauen, „sie wird ihn müde machen."

„Forse," antworteten die Mütter mit jener Feierlichkeit, welche die Italiener annehmen, wenn sie dieses große Wort aussprechen, das vielen Dingen hienieden entspricht.

Manche Frauen wurden ärgerlich, fanden ein böses Beispiel in der Sache und sagten, man verstehe die Religion sehr schlecht, wenn man sie die Liebe ersticken lasse.

„So lieben Sie ihn doch, meine Theure," sagte la Vulpato ganz leise zur Herzogin, als sie ihm beim Nachhausegehen auf der Treppe begegnete.

„Ei, ich liebe ihn ja aus Leibeskräften," entgegnete sie.

„Warum sieht er denn nicht glücklich aus?"

Die Herzogin antwortete mit einem leichten Achselzucken. Wir würden in dem Frankreich, wie es uns die Manie der englischen Sitten, die hierbei gewinnt, gemacht hat, den Ernst nicht begreifen, mit dem die venetianische Gesellschaft diese Untersuchung anstellte. Vendramini allein kannte Emilio's Geheimniß, ein wohlbewahrtes Geheimniß zwischen zwei Männern, die zu Hause ihre Wappenschilder mit einander vereinigt und darüber gesetzt hatten: Non amici, fratres! (Nicht Freunde, Brüder!)

II.

Die Eröffnung einer Saison ist, wie in allen andern Hauptstädten Italiens, so auch in Venedig, ein Begebniß; die Fenice war also auch an jenem Abende voll.

Die fünf Nachtstunden, welche man im Theater zubringt, spielen eine so große Rolle im italienischen Leben, daß es nicht unnütz ist, hier die durch diese Art und Weise, die Zeit anzuwenden, geschaffenen Gewohnheiten zu erklären.

In Italien sind die Logen von denen anderer Länder in so fern unterschieden, als überall anderwärts die Frauen gesehen werden wollen, die Italienerinnen sich aber wenig darum bekümmern, ob sie gesehen werden.

Ihre Logen bilden ein längliches Viereck, das nach dem Theater und dem Corridor hin schräg abfällt. Rechts und links sind zwei Canapee's, an deren Ende sich zwei Sessel befinden, der eine für die Herrin der Loge, der andere für ihre Begleiterin, wenn sie eine mitbringt. Dieser Fall ist höchst selten. Jede Frau ist zu Hause zu beschäftigt, als daß sie Besuche machen oder empfangen sollte; übrigens bekümmert sich keine darum, sich eine Nebenbuhlerin zu verschaffen. Eine Italienerin herrscht daselbst also fast immer ohne Theilung; dort sind die Mütter nicht Sclavinnen

ihrer Töchter, und die Töchter werden durch die Mütter nicht in Verlegenheit gesetzt, so daß die Frauen weder Kinder noch Verwandte um sich haben, die sie beurtheilen oder tadeln, ausspioniren, langweilen oder ihrer Unterhaltung in die Quere kommen. Vorn sind alle Logen auf gleiche Weise und mit gleichem Seidenzeuge drapirt; von dieser Draperie hängen gleichfarbige Vorhänge herab, welche geschlossen bleiben, wenn die Familie in Trauer ist. Bis auf wenige Ausnahmen, und nur in Mailand, werden die Logen inwendig nicht erleuchtet; sie bekommen ihr Licht nur von der Bühne, oder von einem wenig leuchtenden Lustre, welche, trotz lebhafter Widerreden, einige Städte in den Saal haben hängen lassen; wegen der Vorhänge sind sie indeß noch finster genug, so daß man nur sehr schwer erfährt, was darin vorgehet. Diese Logen, welche ungefähr acht bis zehn Personen fassen können, sind mit schönem Seidenzeuge ausgeschlagen, die Decken sind hübsch bemalt und durch helle Farben gehoben; das Täfelwerk ist vergoldet. Man genießt dort Eis und Sorbet und knarpelt Zuckerwerk; denn nur die Leute aus der Mittelklasse essen noch daselbst. Jede Loge ist ein Immobiliareigenthum von hohem Preise; es gibt dergleichen für dreißigtausend Francs. In Mailand hat die Familie Litta drei Logen, welche auf einander folgen. Hieraus ersiehet man, welche Wichtigkeit man auf dieses einzelne Stück des müßigen Lebens legt. Das Plaudern herrscht unumschränkt in diesem Raume, den Stendahl, einer der sinnreichsten Schriftsteller unserer Zeit und einer der besten Beobachter Italiens, einen kleinen Salon nennt, dessen Fenster auf ein Parterre gehen; die Musik und die Zaubereien der Bühne sind in der That nur

Nebendinge; das große Interesse liegt in den Unterredungen, die dort gehalten, in den großen und kleinen Herzensangelegenheiten, die dort verhandelt, in den Zusammenkünften, die dort veranstaltet, in den Erzählungen, die dort gemacht und in den Beobachtungen, die dort angestellt werden. Das Theater ist die ökonomische Vereinigung einer ganzen Gesellschaft, die sich selbst prüft und belustigt.

Die Herren, die in die Loge zugelassen werden, setzen sich, wie sie ankommen, der Reihe nach auf das eine oder andere Sopha. Der Zuerstgekommene befindet sich natürlich neben der Herrin der Loge; sind aber die beiden Sopha's besetzt und es kommt noch ein neuer Besuch, so stehet der Zuerstgekommene auf, bricht die Unterhaltung ab und entfernt sich; Jeder rückt dann einen Platz vor und kommt nach der Reihe zu der Herrin. Diese nichtigen Plaudereien, diese ernsten Unterhaltungen, diese elegante Schäkerei des italienischen Lebens würden ohne eine allgemeine Ungezwungenheit nicht stattfinden können. Es stehet daher den Frauen frei, geputzt oder nicht geputzt zu sein, sie sind dort so gut zu Hause, daß ein in die Loge zugelassener Fremder sie am andern Tage in ihren Häusern besuchen kann. Der Reisende begreift dieses Leben geistreicher Müßigkeit, dieses durch die Musik verschönte dolce far niente (süßes Nichtsthun) im ersten Anfange nicht. Ein langer Aufenthalt, eine geschickte Beobachtung können einem Fremden den Sinn des italienischen Lebens, das dem reinen Himmel des Landes gleicht, wo der Reiche keine Wolke sehen will, allein enthüllen. Der Adelige bekümmert sich wenig um die Handhabung seines Vermögens; er überläßt die Verwaltung seiner Güter Intendanten, die ihn bestehlen und ruiniren; er hat nicht

das politische Element, das ihn bald langweilen würde; er lebt also einzig durch die Liebe und füllt damit seine Stunden aus. Daher rührt das Bedürfniß, welches Freund und Freundin haben, stets bei einander zu sein, um einander zu befriedigen oder zu bewachen; denn das große Geheimniß dieses Lebens bestehet darin, daß der Liebende von einer Frau, die ihn den ganzen Morgen beschäftigt hat, fünf Stunden lang unter dem Blicke gehalten wird. Die italienischen Sitten gestatten also einen beständigen Genuß und führen ein Studium der Mittel herbei, die geeignet sind, denselben, übrigens verborgen, unter einer anscheinenden Sorglosigkeit zu unterhalten. Es ist ein schönes Leben, aber ein kostspieliges Leben, denn in keinem Lande finden sich so viele abgenutzte Männer.

Die Loge der Herzogin war im Erdgeschosse, das in Venedig pepiano heißt. Sie setzte sich dort immer so, daß das Licht vom Treppenabsatze auf sie fiel, so daß ihr schöner, sanft beleuchteter Kopf gegen das Helldunkel gut abstach. Sie zog den Blick auf sich durch ihre voluminöse, schneeweiße, von den Flechten ihres schwarzen Haares, die ihr ein echt königliches Ansehen gaben, umkränzte Stirn — durch die ruhige Feinheit ihrer Züge, welche an den zarten Adel der Köpfe des Andrea del Sarto erinnerten — durch den Abschnitt ihres Gesichtes und die Einfassung ihrer Augen — durch ihre Sammetaugen, welche das Entzücken der von Glück träumenden, in der Liebe noch reinen, niedlichen, majestätischen Frau mittheilten.

Anstatt des Moses, worin die Tinti in Gesellschaft des Genovese debütiren sollte, gab man den Barbier von Sevilla, worin der Tenorist ohne die berühmte Primadonna

sang. Der Impresario hatte gesagt, er sei wegen einer Unpäßlichkeit der Tinti genöthigt, das Schauspiel zu ändern, und der Herzog von Cataneo kam auch wirklich nicht ins Theater. War es eine geschickte Berechnung des Impresario, um zwei volle Einnahmen zu bekommen, wenn er Genovese und die Clarina nach einander debütiren ließ, oder war die von der Tinti gemeldete Unpäßlichkeit gegründet? Da, wo das Parterre discutiren konnte, mußte Emilio eine Gewißheit bekommen; aber obgleich ihm die Nachricht von dieser Unpäßlichkeit einige Gewissensbisse verursachte, indem sie ihn an Clarina's Schönheit und seine Rohheit erinnerte, so war diese doppelte Abwesenheit doch dem Fürsten und der Herzogin ganz gelegen. Genovese sang übrigens so, daß er die nächtlichen Erinnerungen an die unreine Liebe verscheuchte und die heiligen Wonnen dieses süßen Tages verlängerte. Zufrieden, daß er allein war, um den Beifall einernten zu können, entwickelte der Tenorist die Wunder jenes nachher europäisch gewordenen Talentes. Genovese, damals dreiundzwanzig Jahre alt, zu Bergamo geboren, ein Schüler Velluti's, leidenschaftlich für seine Kunst eingenommen, wohlgebaut, hübschen Angesichts, geschickt, den Geist seiner Rollen aufzufassen, verkündigte schon den großen, dem Ruhme und dem Glücke verheißenen Künstler. Er hatte einen rasenden Erfolg, ein Wort, das nur in Italien gerechtfertigt wird, wo die Erkenntlichkeit eines Parterres, für den, der ihm einen Genuß verschafft, ich weiß nicht, was Rasendes hat.

Einige von den Freunden des Fürsten kamen, um ihm zu seiner Erbschaft Glück zu wünschen und Neuigkeiten zu erzählen. Abends vorher hatte die Tinti, vom Herzoge von

Cataneo geführt, in der Soiree der la Vulpato gesungen, und eben so wohl ausgesehen, wie ihre Stimme schön gewesen war; ihre improvisirte Krankheit gab daher zu langen Commentaren Veranlassung. Nach den Gerüchten des Kaffeehauses Florian war Genovese in die Tinti sterblich verliebt, die Tinti wollte sich seinen Liebeserklärungen entziehen, und der Entepreneur hatte sie nicht dahin bringen können, mit einander aufzutreten. Nach der Aussage des österreichischen Generals war der Herzog allein krank, die Tinti pflegte ihn, und Genovese hatte den Auftrag gehabt, das Parterre zu trösten. Die Herzogin verdankte den Besuch des Generals der Ankunft eines französischen Arztes, den er ihr hatte vorstellen wollen. Der Fürst, welcher Vendramini, der um das Parterre herumschnoberte, bemerkte, verließ die Loge, um mit diesem Freunde, den er seit einem Vierteljahre nicht gesehen, vertraulich zu reden. Wie er nun so in dem Raume zwischen den Bänken und den Logen des Erdgeschosses herumging, konnte er bemerken, wie die Herzogin den Fremden bewillkommte.

„Wer ist dieser Franzose?“ fragte der Fürst den Vendramini.

„Ein von Cataneo, der gern wissen will, wie lange er noch leben kann, eingeladener Arzt. Dieser Arzt wartet auf Malfatti, mit welchem die Consultation Statt finden soll.“

Wie alle italienischen Damen, welche lieben, so hörte auch die Herzogin nicht auf, Emilio anzusehen; denn in diesem Lande ist die Hingebung einer Frau so völlig, daß es sehr schwer ist, einen von seiner Quelle abgewendeten, ausdrucksvollen Blick zu erhaschen.

„Mein Lieber,“ sagte der Fürst zu Vendramini, „bedenke, daß ich diese Nacht bei Dir geschlafen habe.“

„Hast Du gesiegt?“ entgegnete Vendramini, den Fürsten um den Leib fassend.

„Nein,“ sprach Emilio; „aber ich glaube, einst mit Massimilla glücklich werden zu können.“

„Nun,“ versetzte Marko, „Du wirst der beneidenswertheste Mann von der Welt sein. Die Herzogin ist die vollkommenste Frau Italiens. Mir, der ich die Dinge hienieden durch die glänzenden Dünste intellectueller Räusche sehe, erscheint sie als der höchste Ausdruck der Kunst; denn die Natur hat an ihr, ohne es zu ahnen, ein echtes Bild Raphaels geschaffen. Eure Liebe mißfällt dem Cataneo nicht. Er hat mir blanke tausend Thaler gezahlt, um sie Dir einzuhändigen.“

„Man mag Dir auch sagen, was man will, ich werde also alle Nächte in Deinem Hause schlafen. Komm, denn eine Minute fern von ihr zu sein, wenn ich bei ihr sein kann, ist eine Qual.“

Emilio nahm seinen Platz im Hintergrunde der Loge und blieb stumm in einem Winkel, um die Herzogin anzuhören und sich an ihrem Geiste und ihrer Schönheit zu weiden. Für ihn, und nicht aus Eitelkeit, entfaltete Massimilla die Anmuth jener durch venetianischen Witz wunderbaren Unterredung, wobei der Sarkasmus auf die Dinge, nicht auf die Personen fiel, worin der Spott die bespottbaren Gefühle traf, wobei das attische Salz das Lachen würzte. Anderswo überall wäre die Cataneo vielleicht ermüdend gewesen; die Italiener aber, ausgezeichnet verständige Leute, spannen ihren Verstand nicht gern zur ungelegenen Zeit;

bei ihnen ist das Gespräch ganz gelassen und ohne Anstrengung; es gestattet nie, wie in Frankreich, einen Fechtmeistersturm, worin ein Jeder sein Rappier glänzen läßt, und wobei der, welcher nichts hat sagen können, gedemüthigt wird; wenn bei ihnen die Unterhaltung glänzt, so geschiehet dies durch eine weiche, wollüstige Satyre, die mit Anmuth über bekannte Thatsachen spottet, und anstatt eines Epigrammes, das compromittiren kann, werfen sich die Italiener einen Blick oder ein Lächeln von unaussprechlichem Eindrucke zu. Da Ideen zu begreifen zu haben, wo sie Genüsse suchen, ist ihrer Meinung nach, und mit Recht, eine Langeweile. Deßhalb sprach die Vulpato zur Cataneo: „Wenn Du ihn liebtest, so würdest Du nicht so gut sprechen.“ Emilio mischte sich nie in die Unterhaltung, er hörte und sahe.

Diese Zurückhaltung hätte viele Fremde glauben machen können, der Fürst sei ein Gimpel, wie sie sich die verliebten Italiener vorstellen, während er bloß ein bis an den Hals in seinem Genusse steckender Liebhaber war. Vendramini setzte sich neben Emilio, dem Franzosen gegenüber, der als Fremder seinen Platz der Herzogin gegenüber hatte.

„Dieser Herr ist trunken,“ flüsterte der Arzt, den Vendramini prüfend, der Herzogin in's Ohr.

„Ja,“ sprach einfach die Cataneo.

In diesem Lande der Leidenschaft trägt jede Leidenschaft ihre Entschuldigung bei sich, und es herrscht daselbst eine achtungswerthe Nachsichtigkeit für jede Verirrung. Die Herzogin seufzte tief und ließ auf ihrem Antlitze den Ausdruck eines erzwungenen Schmerzes erscheinen.

„In unserm Lande siehet man sonderbare Dinge, mein

Herr! Vendramini lebt von Opium, Dieser lebt von Liebe, Jener vertieft sich in die Wissenschaft, die meisten reichen Jünglinge verlieben sich in eine Tänzerin, die klugen Leute sammeln Geld; wir Alle schaffen uns ein Glück oder einen Rausch.“

„Weil sie sich Alle von einer fixen Idee abziehen wollen, welche eine Revolution aus dem Grunde heilen würde,“ versetzte der Arzt. „Der Genuese sehnt sich nach seiner Republik, der Mailänder wünscht seine Unabhängigkeit, der Piemontese verlangt die constitutionelle Regierung, der Romagnole begehrt die Freiheit.“

„Die er nicht verstehet,“ entgegnete die Herzogin. „Ach es gibt unsinnige Länder, die Ihre dumme Charte wünschen, welche den Einfluß der Frauen ertödtet. Die meisten meiner Landsleute wollen Ihre französischen Erzeugnisse lesen. Unnütze Alfanzereien; denn was findet man in einem Buche, das besser sein sollte, als was wir im Herzen haben! Italien ist närrisch!“

„Ich sehe nicht ein, daß ein Volk, das sein eigener Herr sein will, deßhalb verrückt ist,“ sagte der Arzt.

„Ei,“ entgegnete die Herzogin lebhaft, „erkauft man dort nicht mit vielem Blute das Recht, über alberne Ideen zu disputiren, wie Sie es thun?“

„Sie lieben den Despotismus!“ rief der Arzt.

„Warum sollte ich nicht ein Regierungssystem lieben, welches, indem es uns die Bücher und eine widrige Politik raubt, uns die Männer ganz und gar überläßt?“

„Ich hielt die Italiener für patriotischer,“ sprach der Franzose.

Die Herzogin fing so fein an zu lachen, daß ihr Inter-

locutor den Spott nicht mehr von der Wahrheit, die ernste Meinung nicht mehr von der ironischen Kritik zu unterscheiden vermochte.

„Sie sind also nicht liberal?“ fragte er.

„Gott bewahre mich davor!“ entgegnete sie. „Ich kenne keinen schlechtern Geschmack für eine Frau, als eine solche Meinung zu hegen. Würden Sie eine Frau lieben, welche die Menschheit in ihrem Herzen trüge?“

„Die Leute, welche lieben, sind von Natur aristokratisch,“ sagte lächelnd der österreichische General.

„Als ich ins Theater trat, sahe ich Sie zuerst,“ entgegnete der Franzose, „und ich sagte zu Sr. Excellenz, daß, wenn es einer Frau verliehen wäre, ein Land zu repräsentiren, so wären Sie dies; es kam mir vor, als gewahrte ich den Genius Italiens; aber ich sehe mit Bedauern, daß, wenn Sie auch die erhabene Form desselben zeigen, Sie doch nicht den Geist, den constitutionellen Geist desselben haben,“ fügte er hinzu.

„Müssen Sie nicht unsere Tänzer abscheulich und unsere Sänger nichtswürdig finden?“ sagte die Herzogin zu ihm, indem sie ihm ein Zeichen gab, nach dem Ballete hinzusehen. Paris und London stehlen uns unsere großen Talente. Paris richtet und London bezahlt sie. Genovese und die Tinti werden kein halbes Jahr unser bleiben.“

In diesem Momente entfernte sich der General. Vendramini, der Fürst und die beiden anderen Italiener wechselten nun einen Blick und ein Lächeln mit einander, indem sie auf den französischen Arzt zeigten. *)

Er zweifelte — was bei einem Franzosen selten ge-

schieht — an sich selbst, indem er eine Unziemlichkeit gesagt oder begangen zu haben glaubte. Bald aber wurde ihm das Räthsel gelöset.

„Glauben Sie,“ sprach Vendramini zu ihm, „daß wir klug sein würden, wenn wir in Gegenwart unserer Gebieter offenherzig sprächen?“

„Sie sind in einem unterjochten Lande,“ sprach die Herzogin mit einem Tone der Stimme und einer Haltung des Kopfes, die ihr plötzlich den Ausdruck wiedergaben, den ihr noch kurz vorher der Arzt absprach. — „Vendramini,“ sprach sie so, daß sie nur von dem Fremden gehört werden konnte, „Vendramini hat Opium zu rauchen angefangen, ein verwünschter Einfall, der von einem Engländer herrührt, der, aus andern Gründen wie die seinigen, einen wollüstigen Tod suchte; es ist nicht der gemeine Tod, dem Sie die Gestalt eines Gerippes gegeben haben, sondern der mit Hadern, die Sie in Frankreich Fahnen nennen, geschmückte Tod in der Gestalt eines jungen, mit Blumen oder Lorbeeren bekränzten Mädchens; er kommt an im Schooße einer Staubwolke, getragen von dem Winde einer Kanonenkugel oder auf einem Bette zwischen zwei Freudenmädchen liegend; er erhebt sich wieder aus dem Dampfe einer Bowle Punsch, oder aus den tobenden Dämpfen des Diamantes, der nur noch im Zustande der Kohle ist. Wenn Vendramini es will, so macht er sich für drei österreichische Livres zum venetianischen Generale, besteigt die Galeeren der Republik und segelt ab, um die goldenen Kuppeln Konstantinopels zu erobern; dann wälzt er sich auf den Divans des Serails mitten unter den Weibern des Sultans herum, welcher der Diener seines triumphirenden Venedigs geworden ist; dann kommt er mit

der Beute des türkischen Reiches zurück, um seinen Palast zu restauriren; er gehet von den Weibern des Orientes zu den doppelt maskirten Intriguen seiner theuren Venetianerinnen über, indem er die Wirkungen einer Eifersucht fürchtet, die nicht mehr existirt. Für drei österreichische Livres versetzt er sich in des alten Venedigs Rath der Zehn, übt ihre furchtbare Gerichtsbarkeit aus, beschäftigt sich mit den wichtigsten Angelegenheiten und verläßt den Dogenpalast, um sich in einer Gondel unter zwei flammende Augen zu legen oder um einen Balkon zu ersteigen, an den eine weiße Hand die seidene Leiter gehängt hat; er liebt eine Frau, welcher das Opium eine Poesie giebt, die wir andern Frauen von Fleisch und Bein ihm nicht bieten können. Plötzlich sich umdrehend, befindet er sich dem mit einem Dolche bewaffneten, furchtbaren Senator gegenüber, er hört den Dolch in das Herz seiner Geliebten gleiten, die lächelnd stirbt, weil sie ihn rettet! Sie ist sehr glücklich," fügte die Herzogin mit einem Blicke auf Emilio hinzu. Er entwischt, und eilt, den Oberbefehl über die Dalmatier zu übernehmen, um die illyrische Küste für sein Venedig zu erobern, wo der Ruhm ihm seine Begnadigung verschafft, wo ihm die Freuden des häuslichen Lebens zu Theil werden; ein eigener Herd, eine Wintersoiree, eine junge Frau, liebliche Kinder, die unter Aufsicht einer alten Erzieherin zum heiligen Marcus beten. Ja, für drei Livres Opium füllt er wieder unser leeres Arsenal und siehet von den vier Welttheilen geschickte oder verlangte Waarenzüge ankommen oder abgehen. Die Macht der modernen Industrie erzeugt ihre Wunder nicht in London, sondern in seinem Venedig, wo die hängenden Gärten der Semiramis, der jerusalemische Tempel, die Wunder

Roms erstehen aufs Neue. Kurz, er vergrößert das Mittelalter durch die Welt des Dampfes, durch neue Meisterwerke, welche die Künste erzeugen, beschützt, wie Venedig sie sonst beschützte. Die Monumente, die Menschen drängen sich und sind in seinem engen Gehirne, wo die Reiche, die Städte, die Revolutionen in wenigen Stunden entstehen und zusammenstürzen, und nur Venedig allein wächst und größer wird; denn das Venedig seiner Träume hat die Herrschaft über das Meer, zwei Millionen Einwohner, das Scepter Italiens, und besitzt das mittelländische Meer und Indien."

„Welch' eine Oper, welch' ein, selbst für die, welche ihn wie Gall, durchwandert haben, wenig begriffener Abgrund, ist doch das menschliche Gehirn!" rief der Arzt.

„Theure Herzogin," sprach Vendramini mit hohler Stimme, „vergessen Sie den letzten Dienst nicht, den mir mein Elixir leisten wird. Nachdem ich entzückende Stimmen gehört, die Musik durch alle meine Poren aufgefaßt, die höchsten Wonnen genossen, und die heißeste Liebe des Paradieses Mahomets genossen, peinigen mich schreckliche Bilder. Ich sehe dann in meinem theuern Venedig Kindergesichter, verzerret, wie die der Sterbenden, mit abscheulichen Wunden bedeckte, zerfleischte, jammernde Weiber; verkrüppelte, von den kupfernen Seiten der an einander stoßenden Schiffe gequetschte Männer. Ich fange an, Venedig zu sehen, wie es ist, mit Trauerflor bedeckt, nackt, ausgeplündert, öde. Bleiche Phantome schleichen auf seinen Straßen hin, schon schneiden die österreichischen Soldaten ihre Fratzen, schon nähert sich mein schönes Traumleben dem wirklichen Leben, während vor einem halben Jahre das wirkliche Leben mein böser Schlaf und das Opiumleben mein Leben der

Liebe, der Wollust, der wichtigen Geschäfte und der hohen Politik war. Ach! zu meinem Unglücke komme ich an die Morgenröthe des Grabes, wo sich das Wahre und das Falsche zu einer zweifelhaften Helle vereinigt, die weder ihr Tag noch ihre Nacht ist und doch von beiden etwas an sich hat."

„Sie sehen, es ist zu viel Patriotismus in diesem Kopfe!" sprach der Fürst, indem er seine Hand auf die braunen Haarbüschel legte, die über Vendramini's Stirn lagen.

„O, wenn er uns liebt," sprach Massimilla, „so wird er bald auf sein trauriges Opium verzichten."

„Ich werde ihn heilen," sagte der Franzose.

„Machen Sie diese Kur, und wir werden Sie lieben," sprach Massimilla. „Wir werden Sie aber noch mehr lieben, wenn Sie uns bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich nicht verläumden. Um richtig beurtheilt zu werden, sind wir zu sehr durch drückende Herrschaften entnervt, denn wir haben die Ihrige gekannt," fügte sie lächelnd hinzu.

„Sie war edelmüthiger, als die österreichische," antwortete lebhaft der Arzt.

„Oesterreich preßt uns aus, ohne uns etwas wiederzugeben, und Sie preßten uns aus, um unsere Städte zu vergrößern und zu verschönern; Sie glaubten, Sie würden Italien behalten, und die Oesterreicher glauben, sie werden es verlieren — das ist der ganze Unterschied. Die Oesterreicher geben uns ein betäubendes schweres Glück, wie sie selbst, während Sie uns mit Ihrer verzehrenden Thätigkeit zerdrückten. Doch was liegt daran, ob man durch Tonica

oder Narcotica stirbt! Es ist immer der Tod — nicht so, Herr Doctor?“

„Armes Italien! es ist in meinen Augen wie eine schöne Frau, welcher Frankreich, sie zur Geliebten nehmend, zum Beschützer dienen sollte!“ rief der Arzt.

„Sie würden es nicht verstehen, uns nach unsrer Laune zu lieben,“ sprach lächelnd die Herzogin. „Wir wollen frei sein, aber die Freiheit, die ich meine, ist nicht Ihr unedeler, bürgerlicher Liberalismus, der die Künste ertödten würde. Ich will,“ sprach sie, mit einem Tone, der die ganze Loge erbeben machte, „d. h. ich möchte, daß jede italienische Republik wieder erstände, mit ihren Adeligen, ihrem Volke und ihren besondern Freiheiten für jede Kaste. Ich möchte die alten aristokratischen Republiken mit ihren innern Kämpfen; ihre Rivalitäten, welche die schönsten Werke der Kunst erzeugten, die Politik schufen, die erlauchtesten Fürstenhäuser erhoben. Die Wirkung der Regierung über eine große Erdfläche ausdehnen, heißt, sie vermindern. Die italienischen Republiken sind im Mittelalter Europa's Ruhm gewesen. Warum unterlag Italien da, wo die Schweizer, seine Thürsteher, siegten?“

„Die schweizerischen Republiken,“ entgegnete der Arzt, „waren gute, mit ihren kleinen Angelegenheiten beschäftigte Hausfrauen, die einander nichts zu beneiden hatten, während Sie stolze Herrscher waren. Sie haben sich verkauft, um Ihre Nachbaren nicht zu begrüßen und sind nun zu tief gesunken, um sich je wieder zu erheben. Die Guelphen triumphiren!“

„Beklagen Sie uns nicht zu sehr,“ sagte die Herzogin mit einer stolzen Stimme, welche die beiden Freunde zucken

machte; „wir werden Sie stets beherrschen! Aus der Tiefe seines Elends herrscht Italien durch die auserlesenen Männer, wovon seine Städte wimmeln. Unglücklicher Weise begreift der größte Theil unsrer Genies das Leben so schnell, daß sie sich in einen friedlichen Genuß vergraben. Diejenigen aber, welche das traurige Spiel der Unsterblichkeit spielen wollen, verstehen recht gut Ihr Gold zu fassen und Ihre Bewunderung zu verdienen. Ja, in diesem Lande, dessen Erniedrigung von einfältigen Reisenden und heuchlerischen Dichtern bejammert und dessen Charakter von den Politikern verläumdet wird, in diesem Lande, das entnervt, machtlos, in Ruinen, eher veraltet als alt erscheint, finden sich in allen Stücken mächtige Genies, welche kräftige Zweige treiben, gleichwie an einem alten Weinstocke Schößlinge aufschießen, welche köstliche Trauben tragen. Dieses Volk ehemaliger Herrscher liefert noch Könige, Namens Lagrange, Volta, Rasori, Canova, Rossini, Bartolini, Libri, Galvani, Vigano, Beccaria, Cicognara, Corvetto. Diese Italiener beherrschen den Punct der Wissenschaft, auf welchem sie sich festsetzen, oder regieren die Kunst, der sie sich weihen. Ohne von den Sängern und Sängerinnen und den Executanten zu reden, welche durch eine unerhörte Vollkommenheit Europa Achtung gebieten, wie Taglioni, Paganini, rc. herrscht Italien noch über die Welt, die stets kommen wird, es anzubeten. Gehen Sie heute Abend in das Kaffeehaus Florian, Sie werden dort in Capraja einen unsrer ausgezeichnetsten Männer finden, der aber in das Unbekanntbleiben verliebt ist. Keiner, den Herzog von Cataneo, meinen Gebieter, ausgenommen, verstehet die Musik besser; deßhalb nennt man ihn hier: il fanatico!“

Nach einigen Augenblicken, während welcher die Unterhaltung der Herzogin, die sich fein beredt zeigte, und dem Franzosen lebhaft wurde, entfernten sich die Italiener nach einander. Als sich der Franzose mit dem Fürsten und der Herzogin allein sahe, begriff er, daß man sie allein lassen müsse, und entfernte sich ebenfalls. Massimilla grüßte den Arzt mit einem Kopfnicken, das ihn so weit von ihr entfernte, daß diese Geberde ihr den Haß dieses Mannes hätte zuziehen können, wenn er den Zauber ihrer Rede und Schönheit zu verkennen vermocht hätte. Gegen das Ende der Oper war Emilio also mit der Herzogin allein. Beide faßten sich bei der Hand und hörten so das Schlußduett des Barbiers von Sevilla an.

„Nur die Musik kann die Liebe ausdrücken," sagte die Herzogin, gerührt durch den Gesang zweier glücklicher Nachtigallen.

Eine Thräne trat in Emilio's Augen; Massimilla, von so erhabener Schönheit, wie sie in Raphaels heiliger Cäcilie glänzt, drückte ihm die Hand, ihre Kniee berührten sich, sie hatte gleichsam einen blühenden Kuß auf ihren Lippen. Der Fürst glaubte auf den glänzenden Wangen seiner Geliebten ein freudiges Flimmern zu sehen, dem gleich, das an einem Sommertage sich über die goldenen Ernten erhebt; sein ganzes Blut strömte zu seinem Herzen und machte es beklommen; er glaubte ein Concert von Engelsstimmen zu hören; er hätte sein Leben darum gegeben, ein gleiches Verlangen zu empfinden, wie es ihm am Abende vorher, zu gleicher Stunde, die verabscheuete Clarina eingeflößt; aber er fühlte nicht einmal, daß er einen Körper hatte. Diese Thräne schrieb die unglückliche Massimilla in ihrer Unschuld

den Worten zu, welche ihr Genovese's Cavatine entlockt hatte.

„Theuerster,“ flüsterte sie dem Emilio zu, „bist Du nicht eben so erhaben über die verliebten Ausdrücke, wie es die Ursache über die Wirkung ist?“

Nachdem er die Herzogin in ihre Gondel gehoben, wartete Emilio auf Vendramini, um nach dem Kaffeehause Florian zu gehen.

Das Kaffeehaus Florian in Venedig ist ein nicht zu beschreibendes Institut. Die Großhändler und Wechsler machen dort ihre Geschäfte ab, die Advocaten halten dort Zusammenkünfte, um die kitzlichsten Consultationen zu verhandeln. Florian ist zugleich eine Börse, ein Theaterfoyer, ein Lesecabinet, ein Clubb, ein Beichtstuhl und paßt so gut zu der Einfachheit der jetzigen Geschäfte, daß manche Frauen die Art der Beschäftigungen ihrer Männer gar nicht kennen; denn, wenn diese einen Brief zu schreiben haben, so gehen sie nach diesem Kaffeehause. Natürlicherweise giebt es Ueberfluß an Spionen im Florian; aber ihre Gegenwart schärft das venetianische Genie, das hier jene ehemals so berühmte Klugheit üben kann. Viele Leute bringen den ganzen Tag im Florian hin; kurz, Florian ist für gewisse Leute ein solches Bedürfniß, daß sie während der Zwischenacte die Loge ihrer Freundinnen verlassen, um dort ein wenig herumzugehen und zu erfahren, was man daselbst spricht.

So lange die beiden Freunde in den kleinen Straßen der Merceria waren, schwiegen sie, denn es war zu viel Gesellschaft da; sobald sie aber auf den Markusplatz gelangten, sprach der Fürst: „Wir wollen noch nicht ins

Kaffeehaus gehen, sondern noch ein wenig herumwandeln. Ich habe mit Dir zu sprechen."

Er erzählte ihm sein Abenteuer mit der Tinti und die Lage, in der er sich befand. Emilio's Verzweiflung schien dem Vendramini der Verrücktheit so nahe, daß er ihm eine vollständige Heilung versprach, wenn er ihm freies Spiel bei Massimilla lassen wollte.

Diese Hoffnung kam gerade zu rechter Zeit, um Emilio zu verhindern, sich in der Nacht ins Wasser zu stürzen; denn bei dem Andenken an die Sängerin empfand er eine erschreckliche Lust, zu ihr zurückzukehren. Beide gingen in den entlegensten Salon des Florian, um dort jenes venetianische Gespräch anzuhören, welches einige ausgezeichnete Männer halten, indem sie die Tagesbegebenheiten kurz wiederholen. Die Hauptpunkte des Gesprächs waren: die Persönlichkeit des Lords Byron, über den die Venetianer fein spotteten; die Verbindung des Cataneo mit der Tinti, deren Ursachen unerklärlich schienen, nachdem sie auf zwanzigerlei Weise erklärt worden waren; endlich Genoveso's Debüt.

Der Herzog von Cataneo zeigte sich im Salon in dem Momente, da die Unterhaltung leidenschaftlich musikalisch wurde. Er grüßte, was nicht einmal bemerkt wurde (so natürlich war die Sache) den Fürsten Emilio sehr höflich und dieser dankte ihm ernst. Cataneo blickte herum nach einigen Personen seiner Bekanntschaft; er erblickte Vendramini und grüßte ihn, dann seinen Banquier, einen sehr reichen Venetianer, und dann den, der eben sprach, einen berühmten Melomanen, Freund der Gräfin Albrizzi, dessen Existenz, so wie die mehrerer Alltagsgäste des Florian,

gänzlich unbekannt war — so sorgfältig wurde sie verborgen; man wußte nichts weiter davon, als was man im Florian sahe. Es war Capraja, der Mann, über den die Herzogin dem französischen Arzte einige Worte gesagt hatte.

Dieser Venetianer gehörte zu der Classe von Träumern, welche durch die Macht ihrer Denkkraft Alles errathen. Ein phantastischer Theoretiker, kümmerte er sich um den Ruf eben so viel, wie um eine zerbrochene Pfeife. Sein Leben stimmte mit seinen Meinungen überein. Capraja zeigte sich Morgens um zehn Uhr unter den Procuratien, ohne daß man wußte, woher er kam; er schlenderte, seine Cigarre rauchend, in Venedig herum; er ging regelmäßig in die Fenice, setzte sich ins Parterre und kam während der Zwischenacte in den Florian, wo er täglich drei oder vier Tassen Kaffee trank; den Rest des Abends brachte er in diesem Salon hin und verließ ihn um zwei Uhr Morgens. Mit zwölfhundert Francs befriedigte er alle seine Bedürfnisse. Er hielt nur eine Mahlzeit bei einem Pastetenbäcker in der Merceria, der ihm zu einer gewissen Stunde, im Hintergrunde seines Ladens das Diner auf einem kleinen Tische bereit hielt; die Tochter des Pastetenbäckers bereitete ihm selbst farcirte Austern zu, versahe ihn mit Cigarren und trug Sorge für sein Geld. Auf seinen Rath erhörte diese Pastetenbäckerin, obgleich sehr schön, keinen Liebhaber, lebte klug und behielt das alte Costum der Venetianer bei. Sie war zwölf Jahre alt, als er sich für sie interessirte, und sechsundzwanzig, als er starb; sie liebte ihn sehr, obgleich er nie die Hand oder die Stirn geküßt, und sie die Absichten dieses armen alten Edelmannes durchaus nicht kannte. Dies Mädchen hatte

zuletzt so viel Gewalt über ihn, wie eine Mutter über ihr Kind; sie benachrichtigte ihn, wann er die Wäsche wechseln sollte; am andern Tage kam Capraja ohne Hemde; sie gab ihm ein reines, er nahm es mit und zog es am folgenden Tage an. Er sah nie eine Frau an, weder im Theater, noch wenn er spaziren ging. Obgleich aus einer alten Familie stammend, schien ihm sein Adel nicht der Rede werth; nach Mitternacht erwachte er aus seiner Apathie, unterhielt sich und zeigte, daß er Alles beobachtet, Alles gehört hatte. Dieser passive Diogenes, unfähig seine Doctrin zu erklären, halb Türke, halb Venetianer, war groß, kurz und feist; er hatte die spitzige Nase eines Dogen, den satyrischen Blick eines Inquisitors, einen klugen, obgleich lachenden Mund. Bei seinem Tode erfuhr man, daß er in der Nähe von San-Benedetto in einem ärmlichen Hause wohnte. Zwei Millionen in den öffentlichen Fonds Europa's reich, ließ er die Interessen vom Jahre 1814 an stehen, wodurch eine ungeheure Summe entstand, welche er der jungen Pastetenbäckerin vermachte.

Genovese wird es weit bringen," sprach er. „Ich weiß nicht, ob er die Bestimmung der Musik begreift, oder ob er aus Instinct handelt; gleichwohl ist er der erste Sänger, der mich befriedigt hat. Ich werde also nicht sterben, ohne die Läufer ausgeführt gehört zu haben, wie ich sie so oft in manchen Träumen gehört, bei deren Verschwinden mir die Töne in der Luft zu flattern schienen. Der Triller ist der höchste Ausdruck der Kunst, die Arabeske, welche das schönste Zimmer der Wohnung schmückt; etwas weniger, so ist's nichts; ein wenig mehr, so ist Alles verwirrt. Beauftragt, in

unsrer Seele tausend schlafende Ideen zu wecken, schwingt er sich auf und durchschreitet den Raum, indem er in die Luft seine Keime streuet, die, von den Ohren zusammengerafft, in der Tiefe des Herzens blühen. Glauben Sie mir: als Raphael seine heilige Cäcilie malte, hat er der Musik den Vorrang vor der Poesie gegeben. Er hat Recht: die Musik wendet sich an's Herz, während sich die Schriften nur an den Verstand richten; sie theilt, nach Art der Parfums, ihre Ideen unmittelbar mit. Die Stimme des Sängers trifft in uns nicht die Denkkraft, nicht die Erinnerungen an unsre Freuden, sondern die Alimente des Denkens, und setzt die Prinzipien unsrer Sensationen selbst in Bewegung. Es ist zu bedauern, daß der Pöbel die Musiker gezwungen hat, ihre Ausdrücke mit Worten, mit künstlichen Interessen zu belegen; aber es ist auch wahr, daß sie sonst nicht mehr von dem großen Haufen begriffen werden würden. Der Triller ist also der einzige den Freunden der Musik, den Liebhabern der ganz nackten Kunst gebliebene Punkt. Als ich heute Abend die letzte Cavatine hörte, glaubte ich mich von einem schönen Mädchen eingeladen, das mich durch einen einzigen Blick jung machte; die Zauberin setzte mir einen Kranz auf den Kopf und führte mich an jenes Elfenbeinthor, durch welches man in das geheimnißvolle Land der Träume gelangt. Ich verdanke es dem Genoveso, daß ich auf einige, nach dem Maße der Uhr zwar kurze, aber durch die Sensationen sehr lange Augenblicke meine alte Hülle verlassen habe. Während eines von Rosen durchdufteten Frühlings habe ich mich jung, geliebt gefunden!"

„Sie täuschen sich, theurer Capraja," sagte der Her=

zog. „Es liegt in der Musik eine magischere Gewalt wie der Triller.“

„Welche?“ fragte Capraja.

„Der Zusammenklang zweier Stimmen, einer Stimme und der Violine, das Instrument, dessen Wirkung der menschlichen Stimme am nächsten kommt,“ antwortete der Herzog. „Dieser vollkommene Zusammenklang führt uns weiter vorwärts in das Centrum des Lebens auf dem Strome von Elementen, der die Lüste wieder belebt, und trägt den Menschen mitten in die leuchtende Sphäre, wohin seine Denkkraft die ganze Welt zusammenberufen kann. Du gebrauchst noch ein Thema, Capraja, mir aber genügt das Princip; Du willst, das Wasser soll durch die tausend Canäle des Maschinisten gehen, um in blendenden Garben zurückzufallen, während ich mich mit einem ruhigen, klaren Wasser begnüge; mein Auge durchläuft ein spiegelglattes Meer, ich weiß das Unendliche zu umfassen!“

„Schweig, Cataneo,“ sprach stolz Capraja. „Siehest Du nicht die Fee, die auf ihrem behenden Laufe durch eine leuchtende Atmosphäre mit dem goldenen Faden der Harmonie die melodischen Schätze, die sie uns lächelnd zuwirft, darin vereinigt? Hast Du nie den Schlag der Zauberruthe gefühlt, womit sie zu der Neugier sagt: Erhebe Dich! Die Göttin richtet sich strahlend aus der Tiefe der Abgründe des Gehirns auf; sie eilt in seine wunderbaren Fächer und streift sie, wie ein Organist die Tasten schlägt; plötzlich schießen die Erinnerungen hervor, sie bringen die Rosen der Vergangenheit mit, die göttlich erhalten und stets frisch sind. Deine junge Geliebte kommt zurück und liebkoset mit

ihren weißen Händen Dein Jünglingshaar. Dein zu volles Herz fließt über, Du siehest die blumigen Ufer der Ströme der Liebe wieder; alle brennenden Büsche der Jugend fackeln und wiederholen Dir ihre göttlichen, ehemals gehörten und begriffenen Worte! Und die Stimme rollt, sie drängt in ihre reißend-schnellen Evolutionen jene fliehenden Horizonte zusammen, sie verkleinert sie; sie verschwinden, verdunkelt durch neue, durch höhere Freuden, durch die Freuden einer unbekannten Zukunft, auf welche die Fee, in ihren blauen Himmel fliehend, mit dem Finger zeigt."

„Und hast Du denn," entgegnete Cataneo, „nie den directen Schein eines Sternes Dir höhere Abgründe eröffnen sehen, und hast Du nie diesen Strahl bestiegen, der uns mitten unter den Principien, welche die Welt bewegen, in den Himmel hebt?"

Für alle Zuhörer spielten der Herzog und Capraja ein Spiel, dessen Bedingungen nicht bekannt waren.

„Genoveso's Stimme bemächtigt sich der Fibern," sagte Capraja.

„Und die der Tinti greift das Blut an," antwortete der Herzog.

„Welche Paraphrase der glücklichen Liebe in dieser Cavatine!" versetzte Capraja. „Ach, er war jung, Rossini, als er dieses Thema für das Vergnügen, welches siedet, schrieb! Mein Herz hat sich mit frischem Blute angefüllt, tausend Begierden haben in meinen Adern gebrannt. Niemals haben mich engelgleichere Töne besser von meinen körperlichen Banden gelöset, nie hat die Fee schönere Arme gezeigt, nie verliebter gelächelt, nie ihre Tunica mehr aufgeschlagen, und

mir den Vorhang gehoben, unter dem sich mein anderes Leben verbirgt.“

„Morgen, mein alter Freund,“ antwortete der Herzog, „sollst Du den Rücken eines blendenden Schwanes besteigen, der Dir das reichste Land zeigen wird, Du wirst den Frühling sehen, wie ihn die Kinder sehen. Dein Herz wird das Sternenlicht einer neuen Sonne bekommen, und Du wirst Dich auf rother Seide, unter den Augen einer Madonna zur Ruhe legen, Du wirst wie ein glücklich Liebender sanft von einer Wollust geliebkost werden, deren nackte Füße noch sichtbar sind, die aber zu verschwinden im Begriff ist. Der Schwan wird Genoveso's Stimme sein, wenn er sich mit seiner Leda, der Stimme der Tinti, vereinigen kann. Morgen wird Moses gegeben, die unermeßlichste Oper, welche das schönste Genie Italiens erzeugt hat.“

Jeder ließ den Herzog und Capraja plaudern, da Niemand der Gimpel einer Mystification sein wollte. Vendramini und der französische Arzt allein hörten ihnen einige Augenblicke zu. Der Opiumraucher verstand diese Poesie, er hatte den Schlüssel zum Palaste, in welchem diese beiden üppigen Phantasien herumwandelten; der Arzt suchte zu begreifen und begriff.

„Du verstehest sie?“ fragte Emilio den Vendramini, als sie gegen zwei Uhr Morgens das Kaffeehaus verließen.

„Ja, lieber Emilio,“ entgegnete Vendramini, ihn mit sich nach Hause führend. „Diese beiden Männer gehören zu der Legion der reinen Geister, die hienieden ihre Fleischlarven ablegen können, und in dem azurnen Himmel, wo sich die erhabenen Wunder des geistigen Lebens entfalten, auf

dem Körper der Königin der Hexen zu Pferde zu voltigiren verstehen; sie gehen in der Kunst da, wohin Dich Deine äußerste Liebe und mich das Opium führt. Sie können nur noch von ihren Pairs verstanden werden. Ich, dessen Seele durch ein trauriges Mittel exaltirt wird, ich, der hundert Jahre der Existenz in eine einzige Nacht zusammenfaßt, ich kann sie verstehen, wenn sie von dem prächtigen Lande reden, das von denen, die sich Weise nennen, das Land der Chimären, von uns Andern aber, die man Narren nennt, das Land der Wirklichkeiten genannt wird."

„Nun, der Herzog und Capraja, die einander früher in Neapel, wo Cataneo geboren ist, kennen gelernt, sind verrückt von Musik."

„Aber welch' ein sonderbares System wollte Capraja dem Cataneo erklären?" fragte der Fürst. „Hast Du, der Du Alles begreifst, es begriffen?"

„Ja," sprach Vendramini. „Capraja stehet mit einem Musiker aus Cremona, der im Palast Capello wohnt, in Verbindung. Dieser Musiker glaubt, die Töne begegneten in uns selbst einer, derjenigen, welche die Phänomene des Lichts erzeugt und in uns die Ideen hervorbringt, analogen Substanz. Seiner Meinung nach hat der Mensch innerliche Tasten, welche die Töne afficiren, und mit unsern nervösen Centris, woraus sich unsere Sensationen und Ideen erheben, in Verbindung stehen. Capraja, der in den Künsten die Sammlung der Mittel siehet, durch welche der Mensch in sich selbst die äußere Natur mit einer wunderbaren Natur, einem innern Leben in Zusammenklang bringen kann, hat die Ideen dieses Instrumentenmachers, der jetzt eine Oper macht, getheilt. Denke Dir eine erhabene Schöpfung, in

welcher die Wunder der sichtbaren Schöpfung mit einer Großartigkeit, einer Leichtigkeit, einer Schnelligkeit, einer maßlosen Ausdehnung wieder hervorgebracht werden, worin die Sensationen unendlich sind, und in die gewisse bevorzugte Organisationen, die eine göttliche Macht besitzen, eindringen können, und Du hast dann eine Idee von extatischen Genüssen, von denen Cataneo und Capraja, zwei Dichter für sich, sprachen. Eben so wird von den gewöhnlichen Intelligenzen ein Mensch nicht mehr begriffen, sobald er in den Dingen der geistigen Welt die Sphäre, wo durch die Proceduren der Nachahmung die plastischen Werke erzeugt werden, überschritten hat, um in das ganz geistige Reich der Abstractionen, wo Alles in seinem Principe betrachtet wird, einzugehen."

„Du hast so eben meine Liebe zu Massimilla erklärt," sagte Emilio. „Mein Lieber, es ist in mir selbst eine Macht, die am Feuer ihrer Blicke, bei ihrer leisesten Berührung erwacht, und mich in eine Lichtwelt wirft, worin sich Wirkungen entwickeln, von denen ich nicht zu reden wagte. Oft ist es mir vorgekommen, als wenn das zarte Gewebe ihrer Haut Blumen in die meinige einprägte, wenn Ihre Hand sich auf die meinige legt. Ihre Worte stimmen in mir mit den innern Tasten zusammen, von denen Du redest. Die Begierde regt mein Gehirn auf, indem sie darin jene unsichtbare Welt bewegt, anstatt meinen trägen Körper aufzuregen, und die Luft wird dann roth und knistert, unbekannte Düfte von unbeschreiblicher Kraft spannen meine Nerven ab, Rosen bekleiden die Wände meines Kopfes, und das Blut scheint mir aus allen geöffneten Adern zu fließen, so groß ist mein Schmachten.'

„So gehet's mir, wenn ich Opium geraucht habe," sagte Vendramini.

„Du willst also sterben?" sagte Emilio mit Schrecken."

„Mit Venedig," sagte Vendramini, die Hand gegen die St. Marcuskirche ausstreckend. „Siehest Du einen einzigen dieser Thürmchen und dieser Zeiger, der gerade ist? Begreifst Du nicht, daß das Meer seine Beute verlangen wird?"

Der Fürst senkte den Kopf und wagte es nicht, mit ihm von Liebe zu sprechen. Man muß unter unterjochten Völkern reisen, um zu erfahren, was ein freies Vaterland ist.

Als sie bei dem Palaste Vendramini ankamen, sahen sie eine Gondel an dem Wasserthore halten. Der Fürst faßte Vendramini um den Leib und drückte ihn zärtlich an sich, indem er sagte:

„Gute Nacht, Lieber!"

„Ich, eine Frau, wenn ich mit Venedig schlafe!" rief Vendramini.

In diesem Momente betrachtete der Gondolier, der sich an eine Säule gelehnt, die beiden Freunde, er kannte den, der ihm bezeichnet war, und flüsterte dem Fürsten in's Ohr:

„Die Herzogin, gnädiger Herr!"

Emilio sprang in die Gondel, wo er von eisernen, aber geschmeidigen Armen umfaßt und auf ein Sopha gezogen wurde, wo er den klopfenden Busen einer verliebten Frau fühlte. Sogleich war der Fürst nicht mehr Emilio, sondern der Liebhaber der Tinti; denn seine Gefühle

waren so betäubend, daß er, wie bedonnert durch den ersten Kuß, niedersank.

„Verzeihe mir diese Täuschung, mein Lieber," sagte die Sicilianerin. „Ich sterbe, wenn ich Dich nicht mit mir nehme!"

Die Gondel flog auf den stillen Gewässern dahin.

III.

Am andern Abende um halb acht Uhr waren die Zuschauer auf denselben Plätzen im Theater, mit Ausnahme der Personen im Parterre, die sich stets so setzen, wie es der Zufall fügt. Der alte Capraja befand sich in der Loge des Cataneo. Ehe die Oper begann, stattete der Herzog der Herzogin einen Besuch ab; er stellte sich, als wollte er bei ihr bleiben, um Emilio vorn in der Loge neben Massimilla zu lassen, und sprach einige unbedeutende Fragen, ohne Sarkasmen und Bitterkeit und mit einer so höflichen Miene, als wenn er einer Fremden einen Besuch abgestattet hätte.

Trotz seinen Anstrengungen, liebenswürdig und natürlich zu erscheinen, konnte der Fürst seine schrecklich besorgte Physiognomie nicht verändern. Die Gleichgültigen mußten eine so heftige Aufregung in seinen sonst gewöhnlich ruhigen Zügen der Eifersucht zuschreiben. Die Herzogin theilte ohne Zweifel Emilio's Aufregung; sie zeigte eine düstere Stirn und war sichtlich niedergeschlagen. Der Herzog, der zwischen diesen beiden Schmollenden sehr in Verlegenheit war, benutzte die Ankunft des Franzosen, um sich zu entfernen.

„Mein Herr," sprach Cataneo zu seinem Arzte, ehe er den Thürvorhang fallen ließ, „Sie werden ein unermeßliches,

das erste Mal sehr schwer zu verstehendes Gedicht hören; aber ich lasse Sie bei der Frau Herzogin, die es Ihnen, da sie meine Schülerin ist, besser als jeder Andere erklären und deuten kann."

Wie der Herzog, so ward auch der Arzt von dem Ausdrucke des Gefühls der beiden Liebenden, der eine krankhafte Verzweiflung verkündigte, überrascht.

„Eine italienische Oper bedarf also eines Cicerone," sagte er lächelnd zur Herzogin.

Durch diese Frage zu ihren Verpflichtungen als Herrin der Loge zurückgeführt, versuchte die Herzogin die Wolken, die auf ihrer Stirn lagerten, zu verjagen, und antwortete, mit Eifer einen Gegenstand der Unterhaltung ergreifend, wobei sie ihre innere Aufregung ableiten konnte.

„Es ist keine Oper, mein Herr, sondern ein Oratorium, ein Werk, das wirklich einem unsrer prächtigen Gebäude gleicht, und worin ich gern Ihre Führerin sein will. Glauben Sie mir, es wird nicht zu viel sein, wenn Sie unserm großen Rossini Ihren ganzen Verstand zuwenden; denn man muß Musiker und Dichter zugleich sein, um den Bereich einer solchen Musik zu verstehen. Sie gehören einer Nation an, deren Sprache und Genie zu positiv sind, als daß sie geradezu in die Musik eingehen könnte; aber Frankreich ist auch zu comprehensiv, als daß es dieselbe nicht zuletzt lieben und cultiviren sollte, und es wird Ihnen dies gelingen, wie alles Andere. Uebrigens muß man anerkennen, daß die Musik, wie sie Lulli, Rameau, Mozart, Beethoven, Haydn, Cimarosa, Païsiello, Rossini geschaffen, und in Zukunft schöne Genies fortsetzen werden, eine neue, den vergangenen Generationen unbekannte Kunst ist; denn diese hatten nicht so viel

Instrumente, wie wir jetzt haben, und verstanden nichts von der Harmonie, auf die sich jetzt, wie auf ein reiches Erdreich, die Blüthen der Melodie stützen. Eine so neue Kunst erheischt bei den Massen Studien, Studien, welche das Gefühl entfalten werden, an das sich die Musik richtet. Dieses Gefühl existirt kaum bei Ihnen, einem mit philosophischen Theorien, Analysen, Discussionen beschäftigten und stets durch innere Spaltungen beunruhigten Volke. Die moderne Musik, die einen tiefen Frieden verlangt, ist die Sprache der zärtlichen, verliebten, zu einer edelen, inneren Exaltation geneigten Seelen. Diese Sprache, tausend Mal reicher, wie die der Worte, ist gegen das Sprechen das, was das Denken gegen das Wort ist; sie erweckt die Gefühle und Ideen selbst unter ihrer Form da, wobei uns die Ideen und Sensationen entstehen, indem sie dieselben aber bei Jedem so läßt, wie sie sind. Die andern Künste legen dem Geiste bestimmte Schöpfungen auf; die Musik ist unbestimmt und endlos in den ihrigen. Wir werden genöthigt, die Ideen des Dichters, das Gemälde des Malers, die Statur des Bildhauers anzunehmen; aber Jeder von uns deutet sich die Musik, je nach seinem Schmerz oder seiner Freude, je nach seinen Hoffnungen oder nach seiner Verzweiflung. Da, wo die andern Künste unsere Gedanken umkreisen, indem sie dieselben auf eine bestimmte Sache fixiren, läßt sie die Musik auf die ganze Natur los, die sie uns auszudrücken die Gewalt hat. Sie werden sehen, wie ich Moises verstehe!“

Sie neigte sich zu dem Arzte hin, um mit ihm reden und nur von ihm gehört werden zu können.

„Moses ist der Befreier eines verknechteten Volkes!“ sprach sie zu ihm. „Erinnern Sie sich an diesen Gedanken

und Sie werden sehen, mit welcher religiösen Hoffnung sämmtliche Zuhörer das Gebet der befreiten Hebräer anhören und mit welchem donnernden Beifalle sie darauf antworten werden!“

Emilio warf sich in dem Momente, da der Musikdirector seinen Bogen hob, in den Hintergrund der Loge. Die Herzogin zeigte dem Arzte mit dem Finger den vom Fürsten verlassenen Platz, um ihn einzunehmen. Aber der Franzose wollte lieber erfahren, was zwischen den beiden Liebenden vorgefallen, als in den musikalischen Palast eingehen, den der Mann erbauet hatte, dem damals ganz Italien applaudirte; denn Rossini triumphirte damals in seinem eigenen Lande. Der Franzose beobachtete die Herzogin, die unter der Herrschaft einer nervösen Aufregung sprach und ihn an die Niobe, die er zu Florenz bewundert hatte, erinnerte; derselbe Adel im Schmerze, dieselbe physische Leidlosigkeit; die Seele warf indeß einen Widerschein in das warme Kolorit ihres Teints, und ihre Augen, in denen das Schmachten unter einem stolzen Ausdrucke erlosch, trockneten ihre Thränen durch ein heftiges Feuer. Ihre verhaltenen Schmerzen legten sich, wenn sie Emilio, der sie unter einem starren Blicke hielt, ansahe. Man konnte wahrlich sehen, daß sie eine grimmige Verzweiflung erweichen wollte. Ihr Herzenszustand drückte ihrem Geiste etwas unbeschreiblich Großartiges auf. Wie die meisten Frauen, die von einer ungewöhnlichen Exaltation gedrängt werden, ging auch sie aus den gewöhnlichen Grenzen hinaus und hatte etwas von einer Seherin an sich, indem sie gleichwohl edel und groß blieb, denn die Form ihrer Ideen, und nicht ihr Antlitz, verdrehete sich. Vielleicht wollte sie ihren ganzen Witz glänzen lassen,

um dem Leben Reiz zu geben, und ihren Geliebten darin zurückzuhalten.

Als das Orchester die drei Accorde in C dur hatte hören lassen, die Meister an die Spitze seines Werkes gesetzt, um begreiflich zu machen, daß seine Ouvertüre gesungen werden soll; denn die echte Ouvertüre ist das große Thema, welches von diesem plötzlichen Ausfalle an bis zu dem Momente, da auf Befehl des Moses das Licht erscheint, durchlaufen wird, da konnte die Herzogin eine convulsivische Bewegung, welche bewies, wie sehr diese Musik zu ihrem verhehlten Leiden stimmte, nicht unterdrücken.

„Wie diese drei Accorde Sie erstarren machen!“ sprach sie. „Man macht sich auf Schmerz gefaßt. Hören Sie aufmerksam auf diese Introduction, welche die schreckliche Elegie eines von Gottes Hand getroffenen Volkes zum Gegenstande hat. Welche Seufzer! Der König, die Königin, ihr ältester Sohn, die Großen, das ganze Volk seufzt. Sie sind in ihrem Stolze, in ihren Eroberungen getroffen, in ihrer Gier gehemmt. Theurer Rossini, Du hast wohl daran gethan, daß Du den Deutschen, die uns die Gabe der Harmonie und der Wissenschaft absprachen, diesen Knochen zum Abnagen hingeworfen! Sie werden die unheimliche Melodie hören, welche er in diese tiefe Composition gelegt hat, welche mit dem Complicirtesten, was die Deutschen haben, verglichen werden kann, woraus aber für unsere Seelen weder Ermüdung noch Langeweile hervorgehet. Die Franzosen, die vor Kurzem die blutigste Revolution vollbracht, bei der die Aristokratie unter der Tatze des Volkslöwen zermalmt wurde, sie werden an dem Tage, da dieses Oratorium aufgeführt werden wird, diese prächtige Klage der

Opfer eines Gottes, der sein Volk rächt, begreifen. Ein Italiener allein konnte dieses fruchtbare, unerschöpfliche, danteske *) Thema schreiben. Glauben Sie, es sei nichts, einen Augenblick lang von Rache träumen? Alte deutsche Meister, Händel, Sebastian Bach, und selbst Du, Beethoven, auf die Kniee, hier ist die Königin der Künste, hier ist das triumphirende Italien!“

Die Herzogin hatte diese Worte während des Aufziehens des Vorhanges sagen können. Der Arzt hörte nun die erhabene Symphonie, womit der Componist diese große biblische Scene eröffnet hat. Es handelt sich um den Schmerz eines ganzen Volkes. Der Schmerz ist in seinem Ausdrucke gleich, besonders, wenn es sich um physische Leiden handelt. Nachdem der Musiker also, gleich allen Männern von Genie, instinctmäßig errathen, daß hierbei keine Verschiedenheit in den Ideen stattfinden dürfe, so hat er, nachdem er die Hauptphrase gefunden, von Tonalität zu Tonalität geführt, indem er die Massen und Personen, nach diesem Motive, durch Modulationen, Cadenzen von wunderbarer Geschmeidigkeit gruppirt. Man erkennt die Macht an dieser Einfachheit. Die Wirkung dieser musikalischen Phrase, welche die Sensationen der Kälte uud der Nacht bei einem, unausgesetzt von den Lichtwellen der Sonne bespülten Volke schildert, und welche das Volk und seine Fürsten wiederholen, ist ergreifend. Diese langsame musikalische Bewegung hat, ich weiß nicht was Unbarmherziges. Diese stoische, schmerzliche Phrase ist, wie ein von irgend einem göttlichen Henker

*) Adjectiv von Dante, dem Namen des berühmten italienischen Dichters.

gehaltener Stab, der denselben zu gleichmäßigen Zeiten auf den armen Sünder herabfallen läßt. Wenn man oft hört, wie er aus **C moll** in **G moll** übergehet, in **E** zurückkommt, um wieder zu der Dominante **G** zu gelangen, und dann im Fortissimo auf der Tonica **E** wieder **B moll** nimmt, in **F dur** kommt und in **C moll** zurückgehet, immer mehr und mehr mit Schrecken, Kälte und Finsterniß beladen, so verbindet sich zuletzt die Seele des Zuschauers mit den durch den Musiker ausgedrückten Eindrücken. Deßhalb ward auch der Franzose tief aufgeregt, als der Ausbruch aller dieser vereinigten Schmerzen kam, welche schrieen:

> O nume d'Israël!
> Se brami in liberta
> Il popol tuo fedel,
> Di lui, di noi pieta.

(O, Gott Israels! wenn Du willst, daß Dein Volk von der Knechtschaft befreit werde, so habe Barmherzigkeit mit ihm und uns!)

Nie gab es eine größere Synthesis der natürlichen Wirkungen, eine vollständigere Idealisirung der Natur. Bei großem Volksunglücke beklagt sich lange ein Jeder abgesondert für sich; dann hört man in der Masse hie und da mehr oder minder heftiges Schmerzgeschrei; endlich, wenn das Unglück von Allen gefühlt worden ist, so bricht es los wie ein Sturm. Sobald die Völker erst einmal ihre gemeinsamen Wunden kennen, so verändern sie ihr dumpfes Schreien in Schreien der Ungeduld. So hat's Rossini gemacht. Nach dem Ausbruche in **C dur** singt der Pharao sein erhabenes Recitativ:

Mano ultrice di un dio!
(Rächender Gott, ich erkenne Dich zu spät!)

Das Grundthema nimmt nun einen lebhaften Accent an: Ganz Aegypten ruft Moses zu Hilfe.

Die Herzogin hatte den durch die Ankunft des Moses und Aaron nöthig gemachten Uebergang benutzt, um dies schöne Stück so zu erklären:

„Mögen sie weinen!“ fügte sie lebhaft hinzu. „Sie haben viel Böses gethan! Büßet, Aegyptier, büßet für die Fehler Eures unsinnigen Fürstenhofes! Mit welcher Kunst hat dieser große Maler alle braunen Farben der Musik, und alles, was es auf der musikalischen Palette nur Trauriges gibt, zu gebrauchen verstanden! Welche kalte Finsterniß! Welche Nebel! Trauert Ihre Seele nicht? Sind Sie nicht von der Wirklichkeit der schwarzen Wolken überzeugt, welche die Bühne bedecken? Hüllen nicht die dichtesten Schatten die Natur ein? Es ist kein ägyptischer Palast, kein Palmbaum, keine Landschaft mehr da! Wie wohl werden daher Ihrer Seele die tiefreligiösen Noten des himmlischen Arztes thun, der diese schreckliche Wunde heilen wird! Wie ist Alles abgestuft, um zu Mosis prächtiger Anrufung zu gelangen! Durch eine weise Berechnung, deren Analogien Ihnen Capraja erklären wird, begleiten diese Anrufung nur Blechinstrumente. Diese Instrumente geben dem Stücke seine hohe religiöse Farbe. Dieser Kunstgriff ist hier nicht allein bewundernswürdig, sondern Sie sehen auch daraus, wie fruchtbar an Hilfsquellen das Genie ist. Rossini hat neue Schönheiten aus dem Hindernisse, das er sich geschaffen, gezogen. Er hat die Saiteninstrumente aufsparen können, um das Licht, wenn es im Begriffe ist, auf die Finster-

niß zu folgen, auszudrücken und auf diese Weise eine der mächtigsten in der Musik bekannten Wirkungen zu erzielen. Hatte man, bis auf dieses unnachahmliche Genie, früher jemals einen solchen Vortheil aus dem Recitative gezogen? Noch ist keine Arie und kein Duett da. Der Dichter hat sich durch die Stärke des Gedankens, durch die Kraft der Bilder, durch die Wahrheit seiner Declamation aufrecht gehalten. Diese Scene des Schmerzes, diese tiefe Nacht, dieses Schreien der Verzweiflung, dieses musikalische Gemälde ist schön, wie die Sündfluth Ihres großen Poussin."

Der göttliche Mann bewegte seinen Zauberstab, das Licht erschien.

„Kämpft hier nicht die Musik mit der Sonne, deren Glanz sie entlehnt hat, mit der ganzen Natur, deren Phänomene sie in den kleinsten Stücken wiedergibt?" fuhr die Herzogin mit leiser Stimme fort. „Die Kunst erreicht ihr Apogäum, kein Musiker wird weiter gehen. Hören Sie Aegypten aus seiner langen Erstarrung erwachen? Ueberall schlüpft mit dem Lichte das Glück ein. In welchem ältern oder gleichzeitigen Werke treffen Sie eine so große Stelle an! Die rauschendste Freude der tiefsten Traurigkeit gegenüber! Welches Geschrei! Welche hüpfenden Noten! Wie die beklemmte Seele aufathmet! Welches Delirium, welches tremolo in dem Orchester! Das schöne tutti! Es ist die Freude eines geretteten Volkes! Beben Sie nicht vor Vergnügen?"

Von diesem Contraste, einem der schönsten der modernen Musik überrascht, klatschte, von seiner Bewunderung hingerissen, der Arzt in die Hände.

„Bravo, Doni!“ sprach Vendramini, welcher zugehört hatte.

„Die Introduction ist zu Ende,“ sprach die Herzogin. „Sie haben eben eine heftige Sensation gehabt,“ sagte sie zum Arzte; „das Herz klopft Ihnen, Sie haben in den Tiefen Ihrer Phantasie die Sonne mit ihren Lichtströmen ein ganzes, noch kurz vorher finsteres und kaltes Land überschwemmen sehen. Erfahren Sie nun, wie sich der Musiker dabei benommen, damit Sie morgen die Geheimnisse seines Genies bewundern können, nachdem sie heute den Einfluß desselben empfunden haben. Was denken Sie denn von diesem so variirten, so glänzenden, so vollständigen Stücke des Sonnenaufgangs? Es bestehet aus einem einfachen Accorde in C, der unaufhörlich wiederholt wird, und in welchen Rossini nur einen Quartsextenaccord gemischt hat. Hieraus erhellet der Zauber seines Componirens. Er hat, um die Ankunft des Lichtes zu malen, dasselbe Mittel gebraucht, dessen er sich zur Schilderung der Finsterniß und des Schmerzes bediente. Diese bildliche Morgenröthe ist einer natürlichen ganz und gar ähnlich. Das Licht ist ein und dieselbe Substanz, überall sich selbst gleich, deren Wirkungen nur durch die Gegenstände, auf die sie stößt, variirt werden. Nun! der Musiker hat zur Basis seiner Musik ein einziges Motiv, einen einzigen Accord in C gewählt. Die Sonne erscheint zuerst und ergießet ihre Strahlen über die Berggipfel, dann in die Thäler; eben so bricht der Accord auf der ersten Saite der ersten Geigen mit einer nördlichen Milde hervor; er verbreitet sich im Orchester, er beseelt darin die Instrumente eins nach dem andern, er entwickelt sich. Wie das Licht fortgehet, die Gegenstände immer mehr und mehr colorirend,

so gehet auch er fort, jede Quelle der Harmonie erweckend, bis alle im tutti rieseln. Die Geigen, die Sie noch nicht gehört hatten, haben das Signal zum tremolo gegeben, das hin und her schwankt, gleich den ersten Lichtwellen. Diese niedliche, diese muntere, fast leuchtende Bewegung, die Ihnen die Seele geliebkoset, hat der Musiker durch eine unbestimmte Fanfare der Hörner, die in ihren dumpfesten Tönen gehalten werden, mit Baßaccorden belegt, um die letzten frischen Schatten, welche die Wälder färben, während die ersten Lichtstrahlen in den Gipfeln spielen, richtig zu schildern. Dann haben sich die Blasinstrumente, den allgemeinen Accord verstärkend, sanft damit vermischt. Die Stimmen haben sich darin durch Viertelschläge der Fröhlichkeit und des Erstaunens vereinigt. Endlich ertönten die Blechinstrumente glänzend und Trompeten und Posaunen erschallten! Das Licht, die Quelle der Harmonie hat die Natur überschwemmt; alle musikalischen Schätze haben sich nun mit einer Gewalt, einem Glanze ausgebreitet, die denen der Strahlen der orientalischen Sonne gleich sind. Selbst das C des Triangels muß Sie durch seine scharfen Accente und seine polternden Neckereien an den Morgengesang der Vögel erinnert haben. Dieselbe, von dieser Meisterhand umgekehrte Tonalität drückt die Freude der ganzen Natur aus, indem sie den Schmerz stillt, der uns noch kurz vorher quälte. Das ist das Gepräge des großen Meisters: die Einheit! Es ist Eins und doch verschieden. Ein einziger Satz und tausend Gefühle des Schmerzes, die Noth eines ganzen Volkes; ein einziger Accord und Alles, was die Natur bei ihrem Erwachen zeigt, alle Ausdrücke der Freude eines Volkes. Diese beiden unermeßlichen Stücke sind durch einen

Beruf an den ewiglebenden Gott, den Urheber aller Dinge, dieser Freude, wie dieses Schmerzes, mit einander verbunden. Ist nicht diese Introduction für sich selbst schon ein großes Gedicht?“

„Es ist wahr,“ sprach der Franzose.

„Jetzt kommt ein Quintett, wie sie Rossini zu machen verstehet. Wenn er sich je der süßen, gefälligen Wollust, die man unsrer Musik vorwirft, hat hingeben können, ist es nicht in diesem niedlichen Stücke, worin Jeder seine Freude ausdrücken muß, worin das verknechtete Volk befreiet wird, und worin gleichwohl eine gefährdete Liebe seufzen wird? Der Sohn Pharaos liebt eine Jüdin, und diese Jüdin verläßt ihn. Herrlich und entzückend wird dieses Quintett durch eine Rückkehr zu den gewöhnlichen Regungen des Lebens nach der großartigen Schilderung der beiden großen nationalen und natürlichen Scenen, das Elend, das Glück, eingerahmt durch den Zauber, denen ihnen die göttliche Rache und die Wunder der Bibel leihen. Hatte ich nicht Recht?“ sagte die Herzogin fortfahrend zu dem Franzosen, als die prächtige stretto geendigt war:

Voci di giubilo
D'in'orno echeggino,
Di pace l'Iride
Per noi spuntò.

(Welch' Jubelgeschrei umtönt uns, das Gestirn des Friedens gießt für uns sein Licht aus.)

„Mit welcher Kunst hat der Componist dieses Stück gebaut! Er fängt es mit einem durch Harfenharpeggio's unterstützten Hornsolo von göttlicher Lieblichkeit an, denn die

ersten Stimmen, die sich in diesem großen Concerte erheben, sind die des Moses und Aaron, welche dem wahren Gotte danken. Ihr sanfter, ernster Gesang erinnert an die erhabenen Ideen der Anrufung, und vereinigt sich doch mit der Freude des profanen Volkes. Dieser Uebergang hat etwas Himmlisches und Irdisches zugleich, das allein das Genie zu finden weiß, und dem Andante des Quintetts eine Farbe gibt, welche ich der vergleichen möchte, mit welcher Titian seine göttlichen Personen umgibt. Haben Sie die entzückende und melodische Einfassung der Stimmen bemerkt? Mit welchen geschickten Vortänzen hat sie nicht der Componist auf den vom Orchester gesungenen Motiven gruppirt? Mit welcher Kunst hat er die Feste seines Allegro vorbereitet? Haben Sie nicht die tanzenden Chöre, die närrischen Rundtänze eines ganzen, der Gefahr entgangenen Volkes gesehen? Und als die Clarinette das Signal zu der so glänzenden, so beseelten stretto „Voci di giubilo“ gab, hat nicht da Ihre Seele die göttliche Bewegung der Exaltation empfunden, von welcher der König David in seinen Psalmen redet, und die er den Hügeln leihet?“

„Ja, das gäbe die hübsche Musik zu einem Contretanze ab!“ sprach der Franzose.

„Franzose! Franzose! stets Franzose!“ rief die Herzogin, die durch diesen stechenden Pfeil mitten in ihrer Exaltation getroffen war. „Ja, Sie sind fähig, diesen erhabenen, so fröhlichen, so edel herausgeputzten Aufschwung zu Ihren Rigodons zu gebrauchen. Eine erhabene Poesie findet nie Gnade in Ihren Augen. Das erhabenste Genie, die Heiligen, die Könige, die Unglücklichen, alles, was es Heiliges gibt, muß durch Ihre Caricatur Spießruthen laufen. Die Ver-

gemeinung großer Ideen durch Ihre Musik zu Contretänzen ist die Caricatur in der Musik. Bei Ihnen tödtet der Witz die Seele, wie das Raisonnement die Vernunft.“

Die ganze Loge blieb stumm während des Recitativs des Osiridis und Mambrés, welche sich verabredeten, den vom Pharao zu Gunsten der Hebräer gegebenen Befehl zum Auszuge zu vereiteln.

„Habe ich Sie erzürnt?“ fragte der Arzt. „Dies würde mich zur Verzweiflung bringen; Ihre Rede ist wie eine Zauberruthe, sie öffnet Fächer in meinem Gehirn, und macht, daß neue Ideen, aufgeregt durch diese erhabenen Gesänge, herausgehen.“

„Nein,“ sprach sie. „Sie haben unsern großen Musiker auf Ihre Weise gelobt. Er wird, ich sehe es, durch seine witzigen und sinnlichen Seiten bei Ihnen Glück machen. Hoffen wir auf einige edele, das Ideale liebende Seelen, die sich in Ihrem fruchtbaren Vaterlande finden und die Erhabenheit, das Großartige einer solchen Musik würdigen werden. Ach, jetzt kommt das berühmte Duett zwischen der Elcia und dem Osiridis,“ versetzte sie, indem sie die Zeit benutzte, welche ihr die dreifache Beifallssalve gab, womit das Parterre die Tinti begrüßte, die zum ersten Male auftrat. „Wenn die Tinti die Rolle der Elcia richtig begriffen hat, so werden Sie die erhabenen Gesänge einer von Vaterlandsliebe und von Liebe zu einem ihrer Unterdrücker zugleich zerrissenen Frau hören, während Osiridis von einer wüthenden Leidenschaft für seine schöne Eroberung eingenommen, sich anstrengt, sie zu behalten. Die Oper beruhet eben sowohl auf dieser großen Idee, wie auf dem Widerstande Pharao's gegen die Macht Gottes und der Freiheit; Sie

müssen sich damit vereinigen, bei Strafe, nichts von diesem unermeßlichen Werke zu verstehen. Trotz der Ungunst, womit Sie die Erfindungen unsrer Operndichter aufnehmen, mögen Sie mir doch erlauben, Sie auf die Kunst, mit welcher dies Drama verfertigt ist, aufmerksam zu machen. Der allen schönen Werken unentbehrliche, der Entwicklung der Musik so günstige Antagonismus findet sich darin. Was giebt es Reicheres, als ein Volk, das seine Freiheit verlangt, durch Treulosigkeit in seinen Fesseln zurückgehalten, von Gott aufrecht gehalten wird, und, um frei zu werden, Wunder auf Wunder häuft? Was ist dramatischer, als die Liebe des Prinzen zu einer Jüdin, welche fast die Verräthereien der unterdrückenden Gewalt rechtfertigt? Gleichwohl wird dies Alles durch dieses kühne, unermeßliche musikalische Gedicht ausgedrückt, in welchem Rossini jedem Volke seine phantastische Nationalität zu bewahren gewußt hat, denn wir haben ihnen historische Größen geliehen, denen die Phanthasie Aller beigestimmt hat. Die Gesänge der Hebräer und ihr Vertrauen auf Gott sind stets im Gegensatze mit dem Wuthgeschrei und den Anstrengungen des in seiner ganzen Macht geschilderten Pharao's. In diesem Momente gehört Osiridis ganz der Liebe, er hofft, seine Geliebte durch die Erinnerung an alle Süßigkeiten der Liebe zurückzuhalten, er will sie den Reizen des Vaterlandes abkämpfen. Deßhalb werden Sie in dem:

Ah se puoi cosi lasciarmi.

(Wenn Du den Muth, mich zu verlassen, hast, so brich mir das Herz.)

des Osiridis, und in Elcia's Antwort:

Mà perchè cosi straziarmi.

das göttliche Schmachten, die brennenden Süßigkeiten, die Zärtlichkeit, die wollüstigen Erinnerungen der orientalischen Liebe wieder erkennen. Nein, zwei so melodisch vereinigte Herzen sollten sich nicht trennen können," sagte sie, mit einem Blicke auf den Fürsten. „Aber plötzlich werden sie unterbrochen durch die triumphirende Stimme des Vaterlandes, welche in der Ferne donnert, und die Elcia zurückruft. Welches göttliche und wonnige Allegro ist dies Motiv der in die Wüste ziehenden Hebräer! Nur Rossini kann durch Clarinetten und Trompeten so viel sagen lassen. Eine Kunst, die in zwei Phrasen alles schildern kann, was das Vaterland ist — ist diese nicht dem Himmel näher, wie die andern? Dieser Aufruf hat mich immer zu tief ergriffen, als daß ich Ihnen sagen kann, wie viel Peinliches für diejenigen, die gefesselt und verknechtet sind, darin liegt, freie Leute abziehen zu sehen!"

Die Augen der Herzogin benetzten Thränen, als sie das prachtvolle Motiv hörte, welches wirklich die Oper beherrscht."

„Dov'è mai quel core amante (welches liebende Herz sollte nicht meine Angst theilen)," sprach sie italienisch, als die Tinti den bewundernswürdigen Gesang der stretto beginnt, worin sie um Erbarmen für ihre Schmerzen flehet. Aber was gehet vor? das Parterre murrt.

„Genoveso schreiet wie ein Hirsch," sprach der Fürst.

Dieses Duett, das erste, welches die Tinti sang, ward wirklich durch Genoveso's vollständige Niederlage gestört. Sobald der Tenorist mit der Tinti sang, veränderte sich seine schöne Stimme; seine so kluge Methode, die an Crescentini und Veluti zugleich erinnerte, schien er mit Fleiß zu ver-

gessen. Bald verdarb ein Aushalten zu unrechter Zeit, bald eine zu sehr verlängerte Verzierung seinen Gesang; bald zeugten Töne ohne Uebergang, Töne, welche losgelassen wurden, wie ein Wasser, dem man die Schleuse öffnet, von einem vollständigen und absichtlichen Vergessen der Gesetze des Geschmackes. Das Parterre ward daher unmäßig aufgeregt. Die Venetianer glaubten an irgend eine Wette zwischen Genoveso und seinen Kunstgenossen. Die vorgerufene Tinti ward mit Wuth applaudirt und Genoveso bekam einige Fingerzeige, welche ihn von den feindlichen Gesinnungen des Parterres benachrichtigten. Während der für einen Franzosen ziemlich komischen Scene des beständigen Hervorrufens der Tinti, welche elf Mal kam, um allein die rasenden Beifallsbezeugungen der Versammlung einzuernten, da der fast ausgepfiffene Genoveso ihr die Hand nicht zu geben wagte, machte der Arzt über die strette des Duetts der Herzogin eine Bemerkung.

„Rossini," sprach er, „mußte hier den tiefsten Schmerz ausdrücken und ich finde hier eine freie Haltung, einen Anstrich der Fröhlichkeit am unrechten Orte."

„Sie haben Recht," entgegnete die Herzogin. „Dieser Fehler ist die Wirkung einer jener Tyranneien, denen unsere Componisten gehorchen müssen. Er hat mehr an seine Primadonna, wie an Elcia gedacht, als er diese strette schrieb. Führte sie aber die Tinti auch noch brillanter aus, so bin ich doch heute in der Lage, daß ich diese zu muntere Passage voll Traurigkeit finden würde."

Der Arzt sahe um die Wette und aufmerksam den Fürsten und die Herzogin an, ohne den Grund errathen zu können, der sie trennte, und der für sie dieses Duett pei-

nigend gemacht hatte. Massimilla flüsterte dem Arzte in's Ohr:

„Sie werden sogleich etwas Herrliches hören, die Verschwörung Pharao's gegen die Hebräer. Die majestätische Arie: **A rispettar mi apprenda** (es lerne mich respectiren) ist der Triumph des Carthagenova. Er wird Ihnen den verwundeten Stolz, die Zweideutigkeit wunderschön wiedergeben. Der Thron wird reden; die gemachten Zugeständnisse nimmt er zurück, er bewaffnet seinen Zorn. Pharao wird sich aufrichten, um sich auf eine Beute zu stürzen, die ihm entwischt. Nie hat Rossini etwas von so schönem Charakter, nie etwas, das mit reichlicherm, stärkerm Dichterfeuer gestempelt ist, geschrieben! Es ist ein vollständiges Werk, gestützt durch ein Accompagnement von wunderbarer Arbeit, wie die geringsten Kleinigkeiten dieser Oper, wo die Jugend in den kleinsten Details funkelt."

Der Beifall der ganzen Versammlung krönte diese schöne Conception, welche von dem Sänger wunderschön wiedergegeben und vorzüglich von den Venetianern richtig begriffen wurde.

„Nun kommt das Finale," sprach die Herzogin. „Sie hören wiederum jenen von dem Glücke der Befreiung und von dem Glauben an Gott, der einem ganzen Volke gestattet, freudig in die Wüste einzudringen, eingegebenen Marsch! Welche Lunge sollte nicht durch die himmlischen Aufschwünge dieses Volkes beim Ausgange aus der Knechtschaft erfrischt werden! O, theure, lebende Melodien! Ruhm dem schönen Genie, das so viele Gefühle auszudrücken verstanden hat! Es liegt, ich weiß nicht was Kriegerisches in diesem Marsche, welches sagt, daß dieses Volk den Herrn der Heerscharen

für sich hat! Welche Tiefe in diesen Gesängen voll Danksagungen! Die Bilder der Bibel rühren sich in unserer Seele und diese göttliche musikalische Scene macht uns wirklich einer der größten Scenen einer alten feierlichen Welt beiwohnen! Der religiöse Zuschnitt mancher Gesangpartien, die Weise, wie die Stimmen sich an einander fügen und gruppiren, drücken Alles aus, was wir von den heiligen Wundern dieses ersten Zeitalters der Menschheit begreifen. Dieses schöne Concert ist indeß nur eine Entwickelung des Marsches in allen seinen musikalischen Consequenzen. Dieses Motiv ist das befruchtende Princip für das Orchester und die Stimmen für den Gesang und die brillante Instrumentalbegleitung. Da ist Elcia, die sich dem Zuge anschließt, und der Rossini, um die Freude dieses Stückes zu nüanciren, Ausdrücke des Bedauerns in den Mund legt. Hören Sie ihr Duettino mit Amenofi. Hat die verwundete Liebe je solche Gesänge hören lassen? Die Anmuth der Nachtmetten athmet darin, die geheime Trauer der verletzten Liebe liegt darin! Welche Melancholie! Ach, die Wüste wird doppelt wüst für sie sein! Endlich kommt der furchtbare Kampf der Aegyptier und der Hebräer! Dieser Jubel, dieser Marsch, Alles wird durch die Ankunft der Aegyptier gestört. Die Bekanntmachung der Befehle Pharao's geschieht durch eine einzige musikalische Idee, welche das Finale beherrscht, eine dumpfe, ernste Phrase; es scheint, als höre man den Schritt der mächtigen Heere Aegyptens, welche die geheiligte Schaar des Volks Gottes umgeben und sie, wie eine afrikanische Schlange ihre Beute, langsam umwickeln. Welche Anmuth in den Klagen dieses getäuschten Volkes! Ist es nicht etwas mehr hebräisch, als italie-

nisch? Welche prächtige Bewegung bis zur Ankunft Pharao's, welche zuletzt alle Anführer der beiden Völker und alle Leidenschaften des Drama's zusammenführt! Welch' ein bewundernswürdiges Gemisch von Gefühlen in dem erhabenen ottetto, wo der Zorn des Moses und der beiden Pharaonen im Kampfe ist! Welcher Kampf von Stimmen und entfesseltem Zorne! Nie hat sich einem Componisten ein umfangreicherer Stoff dargeboten. Das berühmte Finale des Don Juan zeigt doch nur einen Lüstling im Kampfe mit seinen Opfern, welche die himmlische Rache anrufen, während hier die Erde und ihre Mächte gegen Gott zu kämpfen versuchen. Zwei Völker, das eine schwach, das andere stark, stehen einander gegenüber. Deßhalb hat Rossini, da ihm alle Mittel zu Gebote standen, dieselben auch weislich gebraucht. Er hat, ohne lächerlich zu sein, die Bewegungen eines wüthenden Sturmes, den furchtbare Verwünschungen heben, schildern können. Er hat dazu mit einem Rhythmus in drei Tempos belegte Accorde genommen, und zwar mit einer düstern musikalischen Energie und einer Beharrlichkeit, die uns zuletzt gewinnt. Die Wuth der von einem Feuerregen überfallenen Aegyptier, das Rachegeschrei der Aegyptier verlangten klüglich berechnete Massen; sehen Sie daher, wie er die Entwicklung des Orchesters mit den Chören gleichen Schritt hat halten lassen! Das Allegro assai in C moll ist furchtbar mitten in dieser Feuerfluth. Gestehen Sie," sprach die Herzogin, „daß in dem Momente, da Moses, seinen Stab hebend, den Feuerregen herabströmen läßt, und in welchem der Componist in dem Orchester und auf der Bühne seine ganze Macht entfaltet, nie eine Musik die Bestürzung und Verwirrung besser ausgedrückt hat."

„Sie hat das Parterre gewonnen,“ sprach der Franzose.

„Aber was gehet denn wieder vor? Das Parterre ist ja ganz unruhig,“ versetzte die Herzogin.

Im Finale war Genoveso bei dem Anblicke der Tinti in solche Gargouilladen gerathen, daß im Parterre, dessen Freude gestört war, der Lärm aufs Höchste stieg. Nichts war für die italienischen Ohren anstößiger, als dieser Contrast des Guten und Schlechten. Der Entrepreneur faßte den Entschluß, vorzutreten, und sagte, daß auf die an den ersten Sänger gerichtete Frage Signor Genoveso geantwortet habe, daß er nicht wisse, wodurch und wie er, sogar in dem Augenblicke, da er es versucht, die Vollkommenheit in seiner Kunst zu erreichen, die Gunst des Publikums habe verlieren können.“

„Er möge so schlecht sein, wie gestern, so wollen wir uns damit begnügen!“ rief Capraja mit wüthender Stimme.

Diese Anrede versetzte das Parterre in gute Laune. Gegen die italienische Gewohnheit hörte man wenig auf das Ballet.

In allen Logen war nur die Rede von dem sonderbaren Benehmen Genoveso's und der Rede des armen Entrepreneurs. Diejenigen, welche hinter die Coulissen gehen konnten, eilten dahin, um das Geheimniß der Comödie zu erfahren, und bald war nur noch die Rede von einem schrecklichen Auftritte zwischen Genoveso und der Tinti, in welchem die Primadonna dem Tenoristen vorwarf, er sei eifersüchtig auf das Glück, das sie gemacht, er habe sie durch sein lächerliches Benehmen gehemmt und es sogar versucht, sie ihrer Talente zu berauben, indem er sich verliebt gestellt. Die Sängerin

weinte heiße Thränen über diesen Unfall. „Sie hatte gehofft,“ sagte sie, „ihrem Geliebten, der im Saale sein müsse, und den sie nicht habe entdecken können, zu gefallen.“ Man muß das jetzige ruhige Leben der Venetianer, das so ganz begebnißlos ist, daß man sich über einen geringen Zwist zwischen zwei Liebenden, oder über die vorübergehende Alteration der Stimme einer Sängerin mit dem Ernste unterhält, und das Gewicht darauf legt, was man in England auf die politischen Angelegenheiten legt, kennen, um zu begreifen, wie bewegt das Kaffeehaus Florian und das Theater la Fenice war. Die verliebte Tinti, die Tinti, welche ihr Talent nicht entfaltet, die Narrheit Genoveso's oder der schlechte Streich, den er spielte, und den ihm diese Künstlereifersucht eingegeben, den die Italiener so gut begreifen — welche reiche Quelle zu lebhaften Debatten! Das ganze Parterre plauderte, wie man auf der Börse plaudert; es entstand daraus ein Geräusch, das einen an die Stille der Theater in Paris gewöhnten Franzosen in Erstaunen setzen mußte. Alle Log n waren in Bewegung, gleich schwärmenden Bienenstöcken. Ein einziger Mann nahm an diesem Tumulte keinen Antheil. Emilio Memmi kehrte der Bühne den Rücken zu, und schien, die Augen melancholisch auf Massimilla geheftet, nur von ihrem Blicke zu leben. Er hatte die Sängerin nicht ein einziges Mal angesehen.

„Ich brauche Dich, mein Liebster, nicht um das Resultat meiner Negociation zu fragen,“ sagte Vendramini zu Emilio. „Deine so reine, so religiöse Massimilla ist von erhabener Gefälligkeit gewesen; kurz, es ist die Tinti gewesen.“

Der Fürst antwortete mit einem Zeichen des Kopfes voll furchtbarer Melancholie.

„Deine Liebe hat die ätherischen Gipfel, auf denen Du schwebst, nicht verlassen,“ versetzte Vendramini, durch sein Opium aufgeregt; „sie hat sich nicht materialisirt. Heute Morgen hast Du, wie seit einem halben Jahre, gefühlt, wie unter den Gewölben Deines unmäßig vergrößerten Hirnschädels Blumen ihre duftenden Kelche entfalteten. Dein erweitertes Herz hat all' Dein Blut bekommen und hat sich an Deine Kehle gestoßen. Es haben sich hier,“ sprach er, die Hand auf Emilio's Brust legend, „zauberische Gefühle entwickelt. Die Stimme Massimilla's kam dahin in leuchtenden Wellen, ihre Hand befreiete tausend eingekerkerte Lüste, welche die Falten Deines Gehirns verließen, um sich wolkig um Dich zu gruppiren, und Dich, leicht an Körper, in Purpur gebadet, in eine blaue Luft über die Berge zu erheben, wo die reine Liebe der Engel thront. Das Lächeln und der Kuß ihrer Lippen bekleideten Dich mit einem giftigen Kleide, das die letzten Spuren Deiner irdischen Natur verzehrte. Ihre Augen waren zwei Sterne, die Dich zu Licht ohne Schatten machten. Ihr waret gleich zweien auf den himmlischen Palmen knieenden Engeln, welche die Eröffnung der Thore des Paradieses erwarteten; aber sie dreheten sich schwer auf ihren Angeln, und in Deiner Ungeduld schlugst Du gegen dieselben, ohne sie öffnen zu können. Deine Hand traf nur Wolken an, die munterer waren, wie Deine Begierde. Mit weißen Rosen bekränzt und einer himmlischen Braut ähnlich, weinte Deine leuchtende Freundin über Deine Wuth. Vielleicht richtete sie an die heilige Jungfrau melodische Litaneien, während Dir die teufelischen Lüste der Erde

ihr schändliches Geschrei einbliesen; Du verschmähtest dann die Früchte dieser wonnigen Ekstase, in der ich auf Kosten meiner Tage lebe."

„Dein Rausch, lieber Vendramini, ist noch unter der Wirklichkeit," sagte Emilio. „Wer könnte dieses rein körperliche Schmachten schildern, worin uns der Mißbrauch geträumter Freuden versenkt, und das in der Seele ein ewiges Verlangen, dem Geiste seine Kräfte rein zurückläßt? Aber ich bin dieser Qual, welche mir die des Tantalus erklärt, müde. Diese Nacht ist die letzte meiner Nächte. Ich gebe unsrer Mutter ihr Kind zurück, Adria soll, nachdem ich meinen letzten Versuch gemacht, meinen letzten Seufzer empfangen."

„Bist Du dumm?" versetzte Vendramini; „nein, Du bist verrückt; denn die Verrücktheit, die wir verachten, ist die Erinnerung an einen frühern Zustand, die unsere jetzige Form stört. Der Genius meiner Träume hat mir dies und noch viel Anderes gesagt. Du willst die Herzogin und die Tinti vereinigen; aber, mein Emilio, nimm sie getrennt, das wird klüger sein. Raphael allein hat die Form mit dem Ideale vereinigt. Du willst in der Liebe Raphael sein; aber man schafft den Zufall nicht. Raphael ist ein Glücksfang des ewigen Vaters, der die Form und das Ideal zu Feinden gemacht hat, sonst würde nichts leben. Wenn das Princip stärker ist wie das Resultat, so gibt es kein Product. Wir müssen entweder im Himmel oder auf der Erde sein. Bleibe im Himmel, Du wirst immer noch zu früh auf der Erde sein."

„Ich werde die Herzogin nach Hause geleiten," sagte

Emilio, „und ich werde meinen letzten Versuch wagen. — Nachher —“

„Nachher — versprich mir,“ sagte Vendramini lebhaft, „mich aus dem Florian abzuholen?“

„Ja.“

Diese in neugriechischer Sprache zwischen dem Fürsten und Vendramini, die, wie viele Venetianer, diese Sprache verstanden, gehaltene Unterredung konnte von dem Franzosen und der Herzogin nicht verstanden werden. Obgleich weit außerhalb des Kreises der Interessen, welcher die Herzogin, Emilio und Vendramini umgab; denn alle Drei verstanden einander durch italienische, feine, schneidende, verschleierte und schiefe Blicke um die Wette, sahe der Arzt endlich doch einen Theil der Wahrheit. Eine heiße Bitte der Herzogin an Vendramini hatte diesem jungen Venetianer seine Rede an Emilio dictirt, denn die Cataneo hatte das Leiden ihres Geliebten in diesem reinen Himmel, in dem er sich verirrte, aber nicht die Tinti, gespürt.

„Diese beiden jungen Männer sind unheilbar,“ sprach der Arzt zur Herzogin.

„Die Heilung des Fürsten überlassen Sie mir,“ entgegnete die Herzogin; „Vendramini ist vielleicht unheilbar, wenn er diese erhabene Musik nicht verstanden hat.“

Das Ballet war lange zu Ende, der letzte Act des Oratoriums begann, das Parterre zeigte sich aufmerksam. Das Gerücht verbreitete sich, der Herzog von Cataneo habe dem Genoveso die Epistel verlesen, wie großes Unrecht er der Clarina, der Göttin des Tages, thue. Man erwartete einen sublimen zweiten Act.

„Der Prinz und sein Vater eröffnen die Scene,“ sagte

die Herzogin; „sie haben von Neuem nachgegeben, ganz indem sie der Hebräer spotten, aber sie zittern vor Wuth. Der Vater wird durch die nahe Hochzeit des Sohnes getröstet, und der Sohn ist traurig über dieses Hinderniß, das seine Liebe noch steigert, obgleich ihr von allen Seiten entgegengearbeitet wird. Genoveso und Carthagenova singen wundervoll. Sie sehen, der Tenorist schließt seinen Frieden mit dem Parterre. Wie schön macht er diese Musik gelten! Die von dem Sohne auf der Tonica gesagte, von dem Vater auf der Dominante wiederholte Phrase, gehört dem einfachen und ernsten Systeme an, auf welchem diese Partitur ruhet, wo die Einfachheit der Mittel die Fruchtbarkeit der Musik noch erstaunlicher macht! Aegypten findet man ganz und gar darin. Ich glaube, daß es kein neueres Stück gibt, in welchem ein gleicher Adel athmet. Die ernste und majestätische Vaterwürde eines Königs drückt sich in diesem prächtigen, dem großen, im ganzen Werke herrschenden Style angemessenen Phrase aus. Der Sohn des Pharao, der seinen Schmerz in den väterlichen Busen ausschüttet und ihn denselben empfinden macht, kann nicht besser, wie durch diese großartigen Bilder vorgestellt werden. Finden Sie nicht in sich selbst ein Gefühl der Größe, welche wir jener alten Monarchie leihen?“

„Es ist göttliche Musik,“ sagte der Franzose.

„Die Aria **Pace mia smarrita**, welche die Königin singen wird, ist eine jener Bravourarien, zu der alle Componisten verdammt sind und welche der allgemeinen Zeichnung des Gedichtes schaden; aber ihre Oper würde oft kaum existiren, wenn sie die Eigenliebe der Primadonna nicht befriedigten. Obgleich aber diese musikalische Tartine so weitläu-

sig ausgeführt ist, so wird sie doch auf allen Theatern wörtlich nachgesungen. Sie ist so glänzend, daß die Sängerinnen ihr nie ihre Lieblingsarien unterschieben, wie dies bei den meisten Opern der Fall ist. Endlich kommt der Glanzpunkt der Partitur, das Duett des Osiridis und der Elcia im unterirdischen Gewölbe, wo er sie verstecken will, um sie den Hebräern zu entführen und mit ihr aus Aegypten zu fliehen. Die beiden Liebenden werden durch die Ankunft Aarons gestört, der Amalthea benachrichtigt hat, und wir werden den König der Quartette hören! **Mi manca la voce, mi sento morire.** Dieses **Mi manca la voce, mi sento morire** ist eins von den Meisterstücken, die Allem, selbst der Zeit, dieser großen Zerstörerin der Moden in der Musik, widerstehen wird; denn sie ist derjenigen Sprache der Seele entnommen, die nie variirt. Mozart hat als Eigenthum sein berühmtes Finale des Don Juan; Marcello seinen Psalm, **Coeli enarrant gloriam Dei**; Cimarosa sein **Pria chè spunti l'aurora**; Beethoven seine Symphonie in **C moll**; Pergolese sein **Stabat mater**; Rossini wird sein **Mi manca la voce** behalten. Es ist besonders die wunderbare Leichtigkeit, mit der er die Form variirt, die man bei Rossini bewundern muß. Um diese große Wirkung zu erzielen, hat er zum alten Canon seine Zuflucht genommen, um seine Stimmen einzuführen und sie in ein und dieselbe Melodie zu verschmelzen. Da die Form dieser sublimen Cantilenen neu war, so hat er sie in einen alten Rahmen gebracht, und, um sie besser hervorzuheben, hat er das Orchester ausgelöscht, und die Stimme nur mit dem Harpeggio der Harfen begleitet. Man kann unmöglich mehr Geist in den Details und mehr Größe

in der allgemeinen Wirkung haben. Mein Gott! stets Lärm," sprach die Herzogin.

Genoveso, der sein Duett mit Carthagenova so schön gesungen, machte sich neben der Tinti selbst zur Caricatur. Aus einem großen Sänger wurde er der schlechteste aller Choristen. Es entstand der erschrecklichste Lärm, der je die Gewölbe der Fenice beunruhigt hat. Die Unruhe legte sich erst, als die Tinti, wüthend über das durch Genoveso's Eigensinn herbeigeführte Hinderniß, Mi manca la voce so sang, wie es schwerlich jemals eine Sängerin wieder singen wird. Der Enthusiasmus stieg aufs Höchste, die Zuschauer gingen von Unwillen und Wuth zur höchsten Freude über.

„Sie gießt mir purpurne Fluthen ins Herz," sagte Capraja, indem er die Tinti mit seiner ausgestreckten Hand segnete.

„Möge des Himmels reichster Segen auf Dein Haupt herabströmen!" sagte ein Gondolier.

„Pharao wird seine Befehle zurücknehmen," sagte die Herzogin, während sich der Sturm im Parterre legte. „Moses wird ihn auf seinem Throne zu Boden donnern, wenn er ihm den Tod jedes erstgeborenen Aegyptiers verkündigt und die Rachearie singt, welche die Donner des Himmels enthält, und in der die hebräischen Posaunen erschallen. Aber irren Sie sich dabei nicht, diese Arie ist von Pacini, und Carthagenova schiebt sie der von Rossini unter. Diese Arie, Paventa, wird ohne Zweifel in der Partitur bleiben; sie gibt den Bassisten zu gute Gelegenheit, die Schätze ihrer Stimme zu entfalten, und hier muß der Ausdruck den Sieg über die Wissenschaft davon tragen. Uebrigens enthält die

Arie herrliche Drohungen, daher weiß ich nicht, ob man sie uns wird lange singen lassen."

Eine Salve von Bravo's und Beifallklatschen, der ein tiefes, kluges Schweigen folgte, begrüßte die Arie. Nichts war bezeichnender und venetianischer, als diese sogleich unterdrückte Keckheit.

„Ich will Ihnen nichts von dem Tempo di marcia sagen, welches die Krönung des Osiridis, durch welche der Vater den Drohungen des Moses trotzen will, verkündigt. Der berühmte Beethoven hat nichts Prächtigeres geschrieben. Dieser Marsch, voll irdischen Pompes, contrastirt wunderbar mit dem Marsche der Hebräer. Vergleichen Sie dieselben! Die Musik ist hier von unerhörter Fruchtbarkeit. Elcia erklärt ihre Liebe Angesichts der beiden Anführer der Hebräer, und opfert sie in der wunderschönen Arie Porge la destra amata (Gib einer Andern die angebetete Hand). Ah, welch' ein Schmerz! Sehen Sie den Saal!"

„Bravo!" rief man, als Genoveso zu Boden gedonnert wurde.

„Von ihrem kläglichen Compagnon befreit, werden wir die Tinti singen hören: O desolata Elcia! eine furchtbare Cavatine, in welcher eine von Gott verworfene Liebe schreiet."

„Rossini, wo bist Du, um so prächtig wiedergegeben zu hören, was Dein Genie dictirt hat?" sprach Cataneo. „Kommt ihm Clarina nicht gleich?" fragte er den Capraja. „Um diese Noten durch Feuerstöße zu beleben, die, aus der Lunge gekommen, sich in der Luft durch, ich weiß nicht welche geflügelten Substanzen vergrößern, welche unsere Ohren ein-

athmen, und die uns in verliebtem Entzücken in den Himmel heben, muß man Gott sein!“

„Sie ist wie jene schöne indianische Pflanze, die aus der Erde aufschießt, in der Luft unsichtbare Nahrung sammelt, und aus ihrem weißen, schneckenförmigen Kelche Wolken von Wohlgerüchen ausströmt, welche Träume in unserm Gehirne erblühen machen,“ antwortete Capraja.

Die Tinti ward hervorgerufen und erschien allein; sie wurde mit Acclamationen begrüßt, sie bekam Küsse, die ihr ein Jeder auf den Fingerspitzen schickte. Man warf ihr Rosen zu, und einen Kranz, zu dem die Frauen die Blumen von ihren Hauben hergaben. Man verlangte die Wiederholung der Cavatine.

„Mit welcher Ungeduld erwartete nicht Capraja, der Liebhaber des Trillers, dieses Stück, das seinen Werth nur durch die Ausführung bekommt!“ sprach die Herzogin. „Hier hat so zu sagen, Rossini der Phantasie der Sängerin den Zügel schießen lassen. Der Triller und die Seele der Sängerin liegen ganz darin. Bei einer mittelmäßigen Stimme oder Ausführung wäre es nichts. Die Kehle muß die Brillanten dieser Passage verarbeiten. Die Sängerin muß den unermeßlichsten Schmerz ausdrücken, den Schmerz einer Frau, welche ihren Geliebten vor ihren Augen sterben sieht! Die Tinti, Sie hören es, läßt den Saal von den schärfsten Noten wiederhallen, und um der reinen Kunst, der Stimme volle Freiheit zu lassen, hat hier Rossini klare und freie Phrasen geschrieben; er hat, als letzte Anstrengung diese herzzerreißenden musikalischen Exclamationen erfunden:

Tormenti! affanni! smanie!

„Welches Geschrei! welcher Schmerz in diesen Läufern!

Die Tinti hat, wie Sie sehen, die Zuschauer durch ihre erhabenen Anstrengungen hingerissen."

Der Franzose, erstaunt über diese verliebte Wuth eines ganzen Saales, sahe ein wenig das echte Italien; aber weder die Herzogin, noch Emilio, noch Vendramini achteten im Geringsten auf den Triumph der Tinti, welche wieder anfing. Die Herzogin fürchtete, ihren Emilio zum letzten Male zu sehen; der Fürst dagegen wußte in Gegenwart der Herzogin, dieser imposanten Gottheit, die ihn in den Himmel erhob, nicht, wo er sich befand, er hörte nicht die wollüstige Stimme derjenigen, die ihn in die irdischen Lüste eingeweihet hatte, denn eine furchtbare Melancholie ließ seine Ohren ein Concert klagender von einem, dem eines reichlichen Regengusses ähnlichen, Getöse begleiteter Stimmen vernehmen. Vendramini, als Procurator gekleidet, sahe jetzt die Ceremonie des Bucentauro. *) Der Franzose, der endlich ein sonderbares und schmerzliches Geheimniß zwischen dem Fürsten und der Herzogin ahnete, häufte die sinnreichsten Muthmaßungen, um es sich zu erklären.

Die Bühne hatte sich verändert. In der Mitte einer schönen Decoration, welche die Wüste und das rothe Meer vorstellte, fanden die Evolutionen der Aegyptier und Hebräer Statt, ohne daß die Gedanken, welche die vier Personen dieser Loge beschäftigten, gestört worden wären. Als aber die ersten Harfentöne das Gebet der befreiten Hebräer verkündigten, standen der Fürst und Vendramini auf und lehn-

---

*) So hieß das Fahrzeug, auf welchem ehemals der Doge von Venedig die Ceremonie seiner Vermählung mit dem adriatischen Meere vollzog.

ten sich jeder an eine der Scheidewände der Loge, während die Herzogin ihren Ellenbogen auf die sammetne Lehne stützte und ihren Kopf in die linke Hand legte. Der Franzose, durch diese Bewegung von dem Gewichte unterrichtet, welches der ganze Saal auf dieses mit Recht berühmte Stück legte, hörte andächtig zu. Der ganze Saal verlangte unter dem stürmischsten Beifallklatschen die Wiederholung des Gebetes.

„Er scheint mir der Befreiung Italiens beigewohnt zu haben,“ dachte ein Mailänder. „Diese Musik erhebt die gebeugten Köpfe, und gibt den schlafenden Herzen Hoffnung.“

„Hier,“ sprach die Herzogin zu dem Franzosen, dessen Rührung sichtbar war, „ist die Wissenschaft verschwunden, bloß die Begeisterung hat dieses Meisterstück dictirt; es ist aus der Seele gekommen, wie ein Ruf der Liebe! Das Accompagnement bestehet in Harfen, Harpeggio's und das Orchester entwickelt sich nur bei der letzten Wiederholung dieses himmlischen Thema's. Niemals wird sich Rossini höher erheben; er wird's höchstens eben so gut machen, aber nie besser; das Erhabene ist sich selbst immer gleich. Dieser Gesang ist auch eins von den Stücken, die ihm ganz angehören werden. Das Analoge einer solchen Conception würde man nur in den göttlichen Psalmen des göttlichen Marco finden, denn dieser venetianische Edele ist in der Musik das, was Titian in der Malerkunst ist. Die Majestät der Phrase, deren Form sich aufrollt, indem sie uns unerschöpfliche Melodien bringt, ist dem Größten ähnlich, was die religiösen Genies erfunden haben. Welche Einfachheit in dem Mittel! Moses fängt das Thema in G moll an und schließt mit

einer Cadenze in **H moll**, welche dem Chore gestattet, zuerst in **H moll pianissimo** einzufallen, und es durch eine Cadenze in **G moll** wiederzugeben. Dieses drei Male wieder angefangene, so edele Spiel in den Stimmen endigt in der letzten Strophe mit einer **strette** in **G dur**, dessen Wirkung für die Seele betäubend ist. Der Gesang dieses aus der Knechtschaft befreieten Volkes scheint, indem er zum Himmel aufsteigt, aus den himmlischen Sphären herabgekommenen Gesängen zu begegnen. Die Sterne antworten freudig auf den Freudentaumel der befreieten Erde. Die periodische Rundung dieses Motivs, der Adel der langsamen Gradationen, welche den Losbruch des Gesanges vorbereiten, und seine Rückkehr auf sich selbst, entfalten himmlische Bilder in der Seele. Sollten Sie nicht glauben, Sie sähen die Himmel offen, die Engel mit ihrem goldenen Sistrum in den Händen, die knieenden Seraphime, ihre duftenden Rauchfässer schüttelnd, und die auf ihre Flammenschwerter gestützten Erzengel, welche eben die Gottlosen besiegt haben. Das Geheimniß dieser Harmonie, die das Denkvermögen erfrischt, ist, glaube ich, wie das einiger, sehr seltener Menschenwerke; sie wirft uns auf einen Augenblick in das Unendliche, wir fühlen dies, wir sehen es in diesen Melodien grenzenlos, wie die, welche an Gottes Throne gesungen werden. Rossini's Genie führt uns auf eine wundersame Höhe. Von da aus gewahren wir ein verheißenes (gelobtes) Land, in das unsere, von himmlischem Glanze geliebkoseten Augen hineintauchen, ohne einen Horizont zu finden. Der fast geheilten Elcia letzter Schrei verknüpft eine irdische Liebe mit diesem Hymnus des Dankes. Diese Cantilene ist ein Zug des Genies. Singet," sprach die Herzogin, als sie die letzte

Strophe hörte, die mit demselben finstern Enthusiasmus, mit dem sie gesungen, angehört wurde — „singet, ihr seid frei!“

Dieses letzte Wort sprach sie mit einem Accente, daß der Arzt erbebte. Und um die Herzogin aus ihrem kummervollen Gedanken zu reißen, fing er während des durch das Hervorrufen der Tinti entstandenen Lärmes eine von den Zänkereien, worin die Franzosen Meister sind, mit ihr an.

„Gnädige Frau,“ sprach er, „indem Sie mir dieses Meisterstück, das ich, Dank Ihnen dafür! morgen noch einmal hören und in seinen Mitteln und Wirkungen verstehen werde, haben Sie mir oft von der Farbe der Musik, und von dem, was sie malt, gesagt. Als Analyst und Materialist muß ich Ihnen gestehen, daß mich die Anmaßung gewisser Enthusiasten, die uns glauben machen wollen, die Musik male mit Tönen, stets empört. Ist's nicht eben so, als wenn die Bewunderer Raphaels sagten, er sänge mit Farben?“

„In der musikalischen Sprache heißt Malen so viel, als in unserm Herzen gewisse Erinnerungen, oder in unsrer Intelligenz gewisse Bilder durch Töne wecken, und diese Erinnerungen, diese Bilder haben ihre Farbe, sie sind traurig oder fröhlich. Sie streiten mit Worten, das ist das Ganze. Capraja's Meinung nach hat jedes Instrument seinen Beruf, und richtet sich an gewisse Ideen, wie jede Farbe gewissen Gefühlen in uns entspricht. Wenn Sie goldene Arabesken auf blauem Grunde betrachten — haben Sie dann dieselben Ideen, welche rothe Arabesken auf einem schwarzen oder grünen Grunde in Ihnen erregen? In der einen, wie in der andern Malerei gibts keine Gesichter, keine ausge-

drückten Gefühle, es ist die reine Kunst, und dennoch wird keine Seele bei ihrer Betrachtung kalt bleiben. Hat nicht das Hautbois, wie fast alle Blasinstrumente, über alle Gemüther die Gewalt, ländliche Bilder zu erwecken? Haben die Blechinstrumente etwas Kriegerisches, entfalten sie nicht in uns lebhafte, ein wenig wüthende Sensationen? Die Saiten, deren Substanz aus den organischen Schöpfungen genommen ist, greifen sie nicht die zartesten Fibern unserer Organisation an, gehen sie nicht bis auf den Grund unseres Herzens? Als ich Ihnen von den düstern Farben, von der Kälte der in der Introduction gebrauchten Noten sagte, hatte ich da nicht eben so gut Recht, als Ihre Kritiker, wenn sie von der Farbe dieses oder jenes Schriftstellers sprechen? Unterscheiden Sie nicht den nervigten, den bleichen, den feurigen, den gefärbten Styl? Die Kunst malt mit Worten, mit Tönen, mit Farben, mit Linien, mit Formen; sind auch diese Mittel verschieden, so sind doch die Formen gleich. Ein italienischer Architekt wird in Ihnen dieselbe Sensation erregen, die uns die Introduktion in das Oratorium Moses verursacht, wenn er uns in den hohen, düstern, buschigen, feuchten Alleen herumführt und uns dann plötzlich zu einem Thale voll Wasser, Blumen, Fabriken und Sonnenschein geleitet. In ihren grandiosen Wirkungen sind die Künste nur der Ausdruck der großen Schauspiele der Natur. Ich bin nicht gelehrt genug, um in die Philosophie der Musik einzugehen, fragen Sie den Capraja, Sie werden über das, was er Ihnen sagt, erstaunen. Seiner Ansicht nach ist jedes Instrument, da es zu seinen Ausdrücken die Dauer oder den Hauch und die Hand des Menschen hat, der Farbe, die starr ist, und dem Worte,

das seine Grenzen hat, als Sprache überlegen. Wissen Sie nun, worin die Vorzüglichkeit des Werkes liegt, das Sie gehört haben? Ich will es Ihnen mit wenigen Worten sagen. Es gibt zweierlei Musik: eine kleine, ärmliche, die vom zweiten Range, überall sich selbst gleich, welche auf einem Hundert von Phrasen beruhet, die sich jeder Musiker aneignet und die einem mehr oder minder angenehmen Geschwätze zum Grunde gelegt werden, von dem die meisten Componisten leben; man hört ihre Gesänge, ihre vorgeblichen Melodien, man hat dabei mehr oder weniger Vergnügen, aber es bleibt davon durchaus nichts im Gedächtnisse zurück. Vom Alterthume an bis auf unsere Zeit haben die Völker, wie einen kostbaren Schatz, gewisse Gesänge aufbewahrt, welche ihre Sitten und Gewohnheiten — ich möchte fast sagen — ihre Geschichte, im Kurzen enthalten."

„Hören Sie einen dieser Nationalgesänge. — Der gregorianische Gesang hat sich in diesem Genre auf alle frühern Völker vererbt — so fallen Sie in tiefe Träumerei, es rollen sich in Ihrer Seele unerhörte, unermeßliche Dinge auf, ungeachtet der Einfachheit dieser Rudimente, dieser musikalischen Trümmer. Nun, es gibt von Jahrhundert zu Jahrhundert einen oder zwei Männer von Genie, nicht mehr, die Homere der Musik, denen Gott die Macht gibt, den Zeiten vorauszugehen, und welche diese Melodien, voll geschehener Thaten, schwanger mit unermeßlichen Poesien, bilden. Denken Sie daran, erinnern Sie sich des Gedankens, er wird, von Ihnen wiederholt, fruchtbar sein: die Melodie, und nicht die Harmonie, hat die Macht, die Zeitalter zu durchschreiten. Die Musik dieses Oratoriums ent-

hält eine ganze Welt solcher großen, heiligen Dinge. Ein Werk, das mit dieser Introduktion beginnt und mit diesem Gebete schließt, ist unsterblich, unsterblich wie das O filii et filiae des Osterfestes, wie das Dies irae des Todes, wie alle Gesänge, die in allen Ländern den Glanz, den Jubel, das verlorene Glück überleben."

Zwei Thränen, welche die Herzogin, als sie die Loge verließ, trocknete, bezeugten sattsam, daß sie an das Venedig dachte, das nicht mehr war; Vendramini küßte ihr die Hand.

Die Vorstellung endigte mit einem Concerte der originellsten Flüche, mit dem Pfeifen, womit man Genoveso überschüttete, und mit einem Anfalle der Tollheit zu Gunsten der Tinti. Seit langer Zeit hatten die Venetianer kein belebteres Theater gehabt; ihr Leben war endlich wieder erwärmt durch den Antagonismus, der in Italien nie gefehlt hat, wo die geringste Stadt stets durch die entgegengesetzten Interessen zweier Parteien gelebt hat; die Gibellinen und Guelphen überall, die Capuleti und Montecchis in Verona, die Geremeï und Lomelli in Bologna, die Fieschi und Doria in Genua, die Patricier und das Volk, der Senat und die Tribunen der römischen Republik, die Pazzi und Medici in Florenz, die Sforza und Visconti in Mailand, die Orsini und Colonna in Rom — kurz überall und an allen Orten dieselbe Bewegung. Auf den Straßen gab es schon Genovesianer und Tintisten. Der Fürst begleitete die Herzogin, welche die Liebe des Osiridis mehr als traurig gemacht hatte; sie glaubte in Bezug auf sich selbst an irgend eine ähnliche Katastrophe,

und konnte Emilio nur an ihr Herz drücken, wie wenn sie ihn bei sich hätte behalten wollen.

„Denke an Dein Versprechen," sagte Vendramini zu ihm. „Ich erwarte Dich auf dem Markusplatze."

IV.

Vendramini nahm den Arm des Franzosen und schlug ihm vor, auf dem Markusplatze herumzugehen, bis der Fürst kommen würde.

„Ich würde sehr glücklich sein, wenn er nicht käme!" sprach er.

Diese Worte gaben Veranlassung zu einem Gespräche zwischen dem Franzosen und Vendramini, der diesen Moment für bequem zu einer Consultation hielt, und demselben deshalb die sonderbare Lage Emilio's schilderte. Der Franzose that, was die Franzosen bei jeder Gelegenheit thun, er fing an zu lachen. Vendramini, der die Sache ungeheuer ernsthaft fand, ward ärgerlich. Er ward aber wieder ruhig, als der Schüler Magendie's, Flourens, Cuviers, Dupuytrens und Broussais zu ihm sagte, er glaube dem Fürsten von seinem übertriebenen Glücke heilen, und die himmlische Poesie, in welche er die Herzogin, wie in eine Wolke, einhülle, verscheuchen zu können.

„Glückliches Unglück!" sprach er. „Die Alten, die nicht so dumm waren, wie man es nach ihrem Himmel von Krystall und ihren Ideen in der Physik glauben sollte, haben durch ihre Fabel vom Ixion jene Macht schildern wollen,

welche den Körper annullirt und den Geist zum Gebieter aller Dinge macht.

Vendramini und der Arzt sahen den Genoveso in Begleitung des phantastischen Capraja kommen. Der Arzt wollte gar zu gern den wahren Grund des fiasco kennen lernen. Der auf diesen Gegenstand gebrachte Tenorist schwatzte, wie die Menschen, die sich durch die Stärke der Ideen, die ihnen eine Leidenschaft eingibt, benebeln.

„Ja, Signor, ich liebe sie, ich bete sie mit einer Wuth an, deren ich mich, nachdem ich der Weiber müde war, nicht mehr fähig glaubte. Die Weiber schaden der Kunst zu sehr, als daß man Vergnügen und Arbeit beisammen haben könnte. Sie glaubt, ich sei eifersüchtig auf das Glück, das sie macht, und daß ich ihren Triumph in Venedig habe verhindern wollen; aber ich applaudirte hinter den Coulissen und rief: Diva! stärker, wie alle Andern."

„Aber," sagte der dazu kommende Cataneo, „hierdurch wird nicht erklärt, wie Du aus einem göttlichen Sänger der abscheulichste, jämmerlichste Aller derer geworden, welche Luft durch ihre Kehle gehen lassen, ohne sie mit der zauberischen Lieblichkeit, die uns entzückt, zu schmücken."

„Ich," sprach der Virtuose, „ich ein schlechter Sänger ich, der den größten Meistern gleichkommt?"

In diesem Momente waren der Arzt, Vendramini, Capraja, Cataneo und Genoveso auf die Piazetta gelangt. Es war Mitternacht. Der glänzende Golf, den die Kirchen von St. Georg und St. Paul, am Ende der Giudecca und der Anfang des so prächtig durch die Dogana und die Kirche der Maria del Salute eröffneten Canales bilden, dieser prächtige Golf war ruhig; der Mond beleuchtete die Schiffe

vor dem Ufer der Slavonier; das Wasser Venedigs, das keine der Bewegungen des Meeres hat, schien zu leben, indem es seine Millionen Flittern bewegte. Nie befand sich ein Sänger auf einem herrlichern Theater. Genoveso rief mit einer emphatischen Bewegung den Himmel und das Meer zu Zeugen an, und sang dann, ohne andere Begleitung, als das Murmeln des Meeres, die Arie, Ombra adorata, Crescentini's Meisterstück. Dieser Gesang, der sich zwischen den berühmten Statuen des heiligen Theodor und heiligen Georg, im Schooße des öden, vom Monde beleuchteten Venedigs erhob, die Worte in so schöner Harmonie zu diesem Theater und Genoveso's melancholischer Ausdruck, Alles ergriff die Italiener und den Franzosen. Bei den ersten Worten bedeckten große Thränen Vendramini's Gesicht. Capraja war unbeweglich, wie eine der Statuen des Dogenpalastes. Cataneo schien gerührt zu sein. Der überraschte Franzose dachte nach, wie ein von einem Phänomene, das eins seiner Grundaxiome zertrümmert, ergriffener Gelehrte. Diese vier so verschiedenen Köpfe, deren Hoffnungen so arm waren, die für sich und nach sich an nichts glaubten, die sich selbst für eine vorübergehende, launenhafte Form hielten, wie ein Kraut oder irgend ein Caleopter, sahen den Himmel offen. Nie verdiente die Musik das Epitheton g ö t t l i c h mehr. Die aus dieser Kehle kommenden, tröstenden Töne umgaben die Seele mit sanften, liebkosenden Wolken. Diese Wolken, halb sichtbar, wie die Marmorgipfel, welche der Mond um die Zuhörer herum versilberte, schienen Engeln, deren Flügel durch andächtige Bewegungen die Anbetung und die Liebe ausdrückten, zu Sesseln zu dienen. Diese naive, einfache Melodie goß Licht in die inneren Sinne, indem sie dieselben

durchdrang. Wie heilig war die Leidenschaft! aber welch' schreckliches Erwachen bereitete der Tenorist diesen edelen Regungen!

„Bin ich ein schlechter Sänger?“ fragte Genoveso nach Beendigung der Melodie.

Alle bedauerten, daß das Instrument kein himmlisches Ding wäre. Diese Engelsmusik verdankte man also einer Regung der verletzten Eigenliebe. Der Sänger empfand nichts; er dachte eben so wenig an die frommen Gefühle, an die göttlichen Bilder, die er im Herzen aufregte, wie die Geige Paganini's nicht weiß, was er sie sagen läßt. Alle hätten Venedig sein Grabtuch aufheben und selbst singen hören mögen, und es handelte sich nur um das fiasco eines Tenoristen.

„Ahnen Sie den Sinn einer solchen Erscheinung?“ fragte der Arzt den Capraja, da er den Mann, den ihm die Gräfin als einen tiefen Denker bezeichnet hatte, zum Sprechen zu bringen wünschte.

„Welche Erscheinung?“ fragte Capraja.

„Genoveso, vortrefflich, wenn die Tinti nicht da ist, wird in ihrer Gegenwart ein schreiender Esel,“ sprach der Franzose.

„Er gehorcht einem geheimen Gesetze, dessen mathematischen Beweis vielleicht einer Ihrer Chemisten führen wird, und den das folgende Jahrhundert in einer Formel voll X, A und B, mit kleinen algebraischen Grillen mit Strichen, Zeichen und Linien untermischt, die mir die Kolik verursachen, weil die schönsten mathematischen Erfindungen unsere Genüsse um nichts Besonderes erhöhen, finden wird. Wenn ein Künstler das Unglück hat, voll von der Leidenschaft zu sein, die er

ausdrücken will, so kann er sie nicht schildern; er ist die Sache selbst, anstatt das Bild derselben zu sein. Die Kunst kommt aus dem Gehirne, nicht aus dem Herzen. Wenn ihr Stoff Sie beherrscht, so sind Sie sein Sclav, nicht der Herr. Sie sind einem von seinem Volke belagerten Könige gleich. In dem Momente, da es auf die Ausführung ankommt, zu stark fühlen, ist die Auflehnung der Sinne gegen das Denken."

„Sollten wir uns hiervon nicht durch einen neuen Beweis überzeugen?" fragte der Arzt.

„Cataneo, Du kannst Deinen Tenoristen noch mit der Primadonna zusammenbringen!"

„Meine Herren," sprach der Herzog, „kommen Sie mit mir zum Souper. Wir müssen den Tenoristen mit der Clarina versöhnen, sonst würde die Saison für Venedig verloren sein."

Das Anerbieten wurde angenommen.

„Gondoliere!" rief Cataneo.

„Einen Augenblick," sagte Vendramini zum Herzoge; „Memmi erwartet mich auf dem Florian; ich will ihn nicht allein lassen, wir müssen ihm heute Abend ein Räuschchen anhängen, oder er tödtet sich morgen. Wenn er nur auf dem Florian ist."

„Corpo santo!" rief der Herzog, „ich will ihn zum Glücke und für die Zukunft meiner Familie erhalten; ich werde ihn einladen."

Alle gingen nach dem Kaffeehause Florian, wo die Gesellschaft durch stürmische Discussionen, die bei des Tenoristen Erscheinen aufhörten, belebt wurde. In einem Winkel, an einem Fenster, das auf die Galerie ging, zeigte der

Fürst, finster, das Auge stier, die Glieder unbeweglich, ein schreckliches Bild der Verzweiflung.

„Dieser Narr weiß nicht, was er will!“ sagte der Arzt in französischer Sprache zu Vendramini. „Es findet sich in der Welt ein Mann, der eine Massimilla Doni von der ganzen Schöpfung absondern kann, indem er sie im Himmel, mitten unter Gepränge, das keine Macht hinieden realisiren kann, besitzt. Er kann sie stets erhaben und rein sehen, immer in sich selbst das hören, was wir eben am Meeresufer gehört haben, immer unter dem Feuer zweier Augen leben, welche die Atmosphäre heiß und golden machen, gleich der, womit Titian seine heilige Jungfrau in seiner Himmelfahrt Mariä umgeben, und die, nach irgend einer Offenbarung, Raphael für seinen verklärten Christus zuerst erfunden hatte — und dieser Mann strebt nur darnach, diese Poesie zu besudeln! Bei meinem Dienste! er wird in dieser einzigen Frau seine sinnliche Liebe mit seiner himmlischen vereinigen. Kurz, er wird es wie wir Alle machen: er wird eine Geliebte besitzen. Er besaß eine Gottheit, er will ein Weibchen daraus machen. Ich sage es Ihnen, mein Herr, er entsagt dem Himmel. Ich stehe nicht dafür, daß er nicht späterhin vor Verzweiflung stirbt. O, weiblichen Gesichter, fein ausgeschnitten in ein reines, leuchtendes Oval, die ihr an die Gebilde erinnert, in denen die Kunst siegreich mit der Natur gekämpft hat! Göttliche Füße, die ihr nicht gehen könnet, schlanke Taillen, die ein irdischer Hauch zerknicken würde, dünnleibige Gestalten, die nie empfangen werden, Jungfrauen, die wir beim Austritte aus der Kindheit gesehen, heimlich bewundert, hoffnungslos angebetet, mit den Strahlen irgend eines unermüdlichen Verlangens umhüllt haben,

ihr, die man nicht wieder siehet, deren Lächeln aber für immer unsere Existenz beherrscht — welches epikurische Schwein hat euch in den Erdenkoth tauchen wollen? Ei, mein Herr, die Sonne bestrahlt und beleuchtet die Erde nur, weil sie dreißigtausend Millionen Meilen davon entfernt ist; gehen Sie zu ihr, die Wissenschaft sagt Ihnen, daß sie weder warm, noch leuchtend ist, denn die Wissenschaft dient zu etwas," fügte er, Capraja ansehend, hinzu.

„Nicht übel für einen französischen Arzt!" sprach Capraja, den Fremden sanft auf die Schulter klopfend. „Sie haben eben erklärt, was Europa von Dante am wenigsten verstehet, seine Bice. Ja, Beatrix, diese idealische Figur, die Königin der Phantasien des Dichters, unter Allen ausgewählt, geheiligt durch die Thränen, vergöttert durch die Erinnerung, durch unerhörte Wünsche unaufhörlich verjüngt!"

„Mein Fürst," sagte der Herzog dem Emilio ins Ohr; „kommen Sie zu mir zum Souper. Wenn man einem armen Neapolitaner seine Frau und seine Geliebte nimmt, so kann man ihm nichts abschlagen."

Dieser neapolitanische, mit dem ehrlichen aristokratischen Tone, Spaß entlockte dem Fürsten ein Lächeln. Er ließ sich beim Arme nehmen und wegführen. Der Herzog hatte schon vorher einen Aufwärter des Kaffeehauses in seine Wohnung geschickt. Da der Palast Memmi im Canal Grande, auf der Seite der Kirche Santa Maria del la Salute lag, so mußte man sich entweder zu Fuße über den Rialto oder in Gondeln dahin begeben. Die Gäste wollten sich aber nicht trennen und gingen lieber durch Venedig. Der Herzog ward durch seine Kränklichkeit genöthigt, seine Gondel zu besteigen. Wer gegen zwei Uhr Morgens vor

dem Palaste Memmi vorbeigegangen wäre, würde gesehen haben, wie das Licht aus allen seinen Fenstern auf das Wasser des großen Canales strömte, würde die köstliche Ouvertüre aus der Oper Semiramis gehört haben, welche das Orchester der Fenice, das der Tinti eine Serenade brachte, an den Stufen des Palastes aufführte. Die Gäste saßen in der zweiten Etage zur Tafel. Von dem Balcon herab sang die Tinti zum Danke das Buona sera des Almaviva, während der Haushofmeister des Herzogs an die armen Künstler die Geschenke seines Herrn vertheilte und sie zum Diner für den folgenden Tag einladete — Artigkeiten, zu denen die großen Herren, welche Sängerinnen protegiren, verpflichtet sind. Cataneo zeigte sich sehr freigebig; er war der Croupier des Entrepreneurs und diese Saison kostete ihm zweihunderttausend Thaler. Er hatte das Mobiliar des Palastes, einen französischen Koch, Wein aus allen Ländern kommen lassen. Man kann daher glauben, daß es ein königliches Souper war. Der Fürst, welcher neben der Tinti saß, fühlte während dieses Soupers lebhaft, was die Dichter in allen Sprachen die Pfeile der Liebe nennen. Das Bild der erhabenen Massimilla verdunkelte sich, wie sich die Idee von Gott in dem Geiste gelehrter Einsiedler mit den Wolken des Zweifels bedeckt. Die Tinti hielt sich für die glücklichste Frau auf Erden, da sie sich von Emilio geliebt sahe. Seines Besitzes gewiß, war sie von einer Freude belebt, die sich auf ihrem Gesichte spiegelte. Der Glanz ihrer Schönheit war so lebhaft, daß Alle, ihre Gläser leerend, sich mit einem Gruße der Bewunderung gegen sie verneigten.

„Die Herzogin kommt der Tinti nicht gleich," sagte der Arzt, der unter dem Feuer der Sicilianerin seine Theorie vergaß.

Der Tenorist aß und trank nur lässig, er schien sich das Leben mit der Primadonna identificiren zu wollen und verlor die starke Neigung zum Vergnügen, welche die italienischen Sänger auszeichnet.

„Geschwind, Signorina," sagte der Herzog, sich mit einem bittenden Blicke an die Tinti wendend, „und Sie mein lieber Tenorist, verschmelzen Sie Ihre Stimmen in einen vollkommenen Accord. Wiederholen Sie das C des Qual portento bei der Ankunft des Lichtes in dem Oratorium, um meinen alten Freund Capraja von dem Vorzuge des Accordes vor dem Triller zu überzeugen."

„Ich will sie dem Fürsten abkämpfen, den sie liebt; denn das blendet die Augen, sie betet ihn an! doch Genoveso."

Wie groß war das Erstaunen der Gäste, welche den Genoveso am Ufer des Meeres gehört hatten, als sie ihn yahen, girren, miauen, knirchen, brüllen, donnern, bellen, schreien und Töne hervorquälen hörten, die einem dumpfen Röcheln glichen; kurz, ihn eine unbegreifliche Comödie spielen sahen, indem er den erstaunten Blicken ein exaltirtes Gesicht von so sublimen Ausdrucke zeigte, wie das der von Zurbaran, Murillo, Titian und Raphael gemalten Märtyrer. Das Lachen eines Jeden verwandelte sich in einen fast tragischen Ernst, als man bemerkte, daß Genoveso aufrichtig war. Die Tinti schien zu begreifen, daß ihr Gefährte sie liebte, und hatte auf dem Theater, dem Lande der Lügen, die Wahrheit gesagt.

„Poverino!" rief sie, indem sie unterm Tische des Fürsten Hand streichelte.

„Per Dio santo!" rief Capraja, „willst Du mir wohl erklären, welche Partitur Du jetzt liesest, Du Mörder Ros-

sini's! Sage uns doch gefälligst, was in Dir vorgehet, welcher Dämon sich in Deiner Kehle abquält."

„Der Dämon!" antwortete Genoveso; „sagen Sie lieber der Gott der Musik. Meine Augen gewahren Engel, die mir mit dem Finger die Noten der mit feurigen Zügen geschriebenen Partitur nach der Reihe zeigen, und ich versuche mit ihnen zu kämpfen. **Per Dio!** verstehen Sie mich recht? Das Gefühl, das mich belebt, ist in mein ganzes Wesen übergegangen; in mein Herz und in meine Lunge. Meine Kehle und mein Gehirn haben nur einen einzigen Hauch. Haben Sie nie im Traume erhabene Musik von unbekannten Componisten gehört, welche den reinen Ton gebrauchen, den die Natur in jedes Ding gelegt hat und den wir mehr oder weniger gut durch die Instrumente wieder erwecken, mit denen wir colorirte Massen componiren, der sich aber in diesen wunderbaren Concerten frei von den Unvollkommenheiten zeigt, welche die Spieler ihm anhängen; sie können nicht ganz Gefühl, ganz Seele sein. Nun, diese Wunder gebe ich Ihnen wieder, und Sie verwünschen mich? Sie sind eben so thöricht, wie das Parterre der Fenice, das mich ausgepfiffen hat. Ich verachtete diesen Pöbel, weil er mit mir nicht den Gipfel ersteigen konnte, von welchem herab man die Kunst beherrscht, und an merkwürdige Männer, einen Franzosen — Halt, er ist fort! —"

„Seit einer halben Stunde," sagte Vendramini.

„Desto schlimmer! er würde mich vielleicht begriffen haben, der würdige Italiener, Liebhaber der Kunst, mich nicht begreifen. —"

„Still, still, still!" sagte Capraja, ihn lächelnd auf den Kopf tappend, „galopire auf den Hippogryphen des göttlichen

Ariosto; eile Deinen glänzenden Chimären nach, musikalischer Theriaki!"

Alle Gäste waren überzeugt, daß Genoveso berauscht war und ließen ihn sprechen, ohne auf ihn zu hören.

Capraja allein hatte die von dem Franzosen aufgeworfene Frage verstanden.

Während der Cyperwein Aller Zungen entfesselte, und Jeder auf seinem Steckenpferde ritt, erwartete der Arzt die Herzogin in einer Gondel, nachdem er ihr ein von Vendramini geschriebenes Billet hatte zustellen lassen. Massimilla kam in ihrer Nachtkleidung, so beunruhigt war sie durch des Fürsten Abschied, und so überrascht durch die Hoffnungen, welche ihr dieser Brief machte.

„Gnädige Frau," sagte der Arzt zu der Herzogin, indem er sie zum Sitzen nöthigte und den Gondolieren Befehl zur Abfahrt gab, „es kommt in diesem Moment darauf an, das Leben des Emilio Memmi zu retten, und dies stehet allein in Ihrer Gewalt.

„Was ist zu thun?" fragte sie.

„Ah, Sie müssen sich darein ergeben, unter der edelsten Gestalt, die nur in Italien bewundert werden kann, eine schimpfliche Rolle zu spielen. Werden Sie aus dem blauen Himmel, worin Sie sind, auf das Bett einer Buhlerin fallen? Kurz, Sie erhabener Engel, Sie, reine, fleckenlose, Schönheit, werden Sie einwilligen, die Tinti zu sein, in ihrer Wohnung den hitzigen Emilio, den die Trunkenheit wenig hellsehend machen wird, zu täuschen?"

„Weiter nichts?" sagte die Herzogin lächelnd, indem sie dem Franzosen einen neuen, von ihm noch nicht bemerkten

Winkel der liebenden Italienerin zeigte. „Ich werde, wenn es sein muß, die Tinti noch übertreffen, um ihn zu retten.“

„Und Sie werden zwei, durch einen Berg von Poesie, der wie der Schnee eines Gletschers unter den Strahlen der Sonne im Sommer schmelzen wird, bei ihm getrennte Leidenschaften in eine verschmelzen.“

„Ich werde Ihnen ewigen Dank schuldig sein,“ sprach ernst die Herzogin.

Als der Arzt in die Galerie zurückkam, wo die Orgie den Charakter der venetianischen Nacrheit angenommen, hatte er eine freudige Miene, die dem von der Tinti, von der er sich die berauschenden Wonnen, die er schon geschmeckt, versprach, behexten Fürsten nicht entging. Die Tinti schwamm, wie eine echte Sicilianerin, in der Aufregung einer auf dem Punkte der Befriedigung stehenden Phantasie. Der Franzose sagte dem Vendramini einige Worte in's Ohr, worüber die Tinti unruhig wurde.

„Was complotiren Sie da?“ fragte sie den Freund des Fürsten.

„Sind Sie ein gutes Mädchen?“ flüsterte ihr der Arzt, der die Härte eines Operateurs hatte, ins Ohr.

Dieses Wort drang in den Verstand, wie ein Dolch in's Herz.

„Es kommt darauf an, Emilio's Leben zu retten,“ fügte Vendramini hinzu.

„Kommen Sie,“ sagte der Arzt zu ihr.

Die arme Sängerin stand auf und ging zwischen Vendramini und dem Arzte, wo sie gleich einer Verbrecherin zwischen ihrem Beichtvater und ihrem Henker zu sein schien, ans Ende der Tafel. Sie sträubte sich lange, unterlag aber

aus Liebe zu Emilio. Des Arztes letztes Wort war: „Und Sie werden Genoveso heilen!“

Als die Tinti um den Tisch ging, sagte sie dem Tenoristen ein Wort, kam dann zum Fürsten zurück, küßte ihn in die Haare mit einem Ausdrucke der Verzweiflung, der Vendramini und den Franzosen, die Einzigen, die ihren Verstand hatten, in Erstaunen setzte, und ging in ihr Zimmer. Als Emilio den Genoveso die Tafel verlassen, und Cataneo mit Capraja in eine lange musikalische Unterredung vertieft sahe, schlich er sich nach der Thür des Zimmers der Tinti, hob den Thürvorhang und verschwand, wie ein Aal im Schlamme.

„Nun, Cataneo,“ sagte Capraja, „Du hast Alles von den physischen Genüssen verlangt und nun hängst Du im Leben an einem Faden, wie ein von Narben buntscheckiger Hanswurst von Pappe, der sich nur bewegt, wenn man an dem Faden eines Accordes ziehet.“

„Aber Du, Capraja, der Alles von den Ideen verlangt hat, bist Du nicht in demselben Zustande? Bist Du nicht in einen Triller vernarrt?“

„Ich, ich besitze die ganze Welt,“ sagte Capraja, und machte eine königliche Gebehrde, indem er die Hand ausstreckte.

„Und ich, ich habe sie verschlungen,“ sprach der Herzog.

Sie bemerkten, daß sich der Arzt und Vendramini entfernt und daß sie allein waren.

Am andern Morgen, nach der glücklichsten der glücklichen Nächte ward des Fürsten Schlaf durch einen Traum gestört. Er fühlte Perlen auf seiner Brust. Er erwachte, er war von den Thränen Massimilla's überschwemmt, in deren Armen er sich befand, und die ihn schlafen ansahe.

Obgleich die Tinti den Genoveso nicht vor zwei Uhr Nachmittags hatte aufstehen lassen, was, wie man sagt, der Stimme eines Tenoristen schadet, so sang er Abends in der Fenice seine Rolle in der Semiramis göttlich; er ward mit der Tinti gerufen, es wurden neue Kränze verschenkt, das Parterre war trunken vor Freude. Der Tenorist beschäftigte sich nicht mehr damit, die Primadonna durch die Reize einer Engelsmethode zu verführen.

Den Vendramini allein konnte der Arzt nicht heilen. Die Liebe zu einem Vaterlande, das nicht mehr existirt, ist eine Leidenschaft ohne Heilmittel. Von seinen Freunden geliebt und beklagt starb der junge Venetianer, weil er zu viel in seiner Republik des dreizehnten Jahrhunderts gelebt, bei dieser, durch das Opium herbeigeführten Buhlerin zu viel geschlafen und erst durch die Ermattung ins wirkliche Leben zurückgeführt worden war.

Der Verfasser wagt die Entwicklung dieser Geschichte nicht zu sagen, sie ist zu abscheulich bürgerlich.

Für die Verehrer des Ideals wird ein Wort genug sein: Die Herzogin war schwanger!

Die Peris, die Undinen, die Feen, die Sylphiden, die Musen der alten Zeit, die marmornen Jungfrauen von La Certosa in Pavia, der Tag und die Nacht von Michel Angelo, die kleinen Engel, welche Bellini zuerst unten auf den Kirchengemälden angebracht hat, und welche Raphael so göttlich unten auf seine Madonna, welche in Dresden friert, gesetzt hat, die herrlichen Mädchen von Orcagna, in der Kirche des heiligen Michael zu Florenz, die himmlischen Chöre des Grabmales des heiligen Sebald zu Nürnberg, einige Jungfrauen aus dem Dome zu Mailand,

die Pflanzvölker von hundert gothischen Kirchen, das ganze Volk der Gestalten, die ihre Form zerbrechen, um zu Euch zu kommen, einsichtsvolle Künstler, alle diese unkörperlichen Engelsmädchen kamen um Massimilla's Bett und weinten daselbst.

(Ende des zweiten Theiles.)

Ende des dreiunddreißigsten Bandes.

Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg sind ferner folgende sehr empfehlenswerthe Unterhaltungsschriften erschienen:

Abrantes (Herzogin von). — **Genre-Bilder aus Spanien.** 2 Bändchen. 8. Velinp. geh. 1 Thlr. 20 Gr.

— **Der Verbannte.** Lebensschilderungen. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. geh. 2 Thlr. 8 Gr.

d'Arlincourt (Vicomte). — **Die Rebellen** unter Karl V. in Frankreich. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Theod. Weis. 3 Theile. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Benger (Miß). — **Anna Boleyn.** Ein geschichtlicher Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Heinr. Müller. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Bertolotti (D.). — **Die Cypresseninsel.** Romantische Erzählung. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Zeidler. 8. 1 Thlr.

Bilder aus der großen Welt. Von der Verfasserin der „Erna, Felicitas" rc. Zweite Ausg. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Boccaccio's Decameron. Neu übersetzt von J. D. H. Schaum. 6 Bändchen. Taschenformat. geh. (à Bändchen 9 Gr.) 3 Thlr.

Brautsee, der, und andere Erzählungen. Von der Verfasserin der „Erna, Felicitas, Clara oder das Licht im Hüttchen, Sicilianerin, Bilder aus der großen Welt" rc. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

C. (Verfasserin der „Erna, Felicitas" rc.). — **Hedwig, Königin von Polen,** und andere Erzählungen. 8. 1 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 33

Quedlinburg und Leipzig 1844

P.o.gall. 194 c-32/33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088104-5